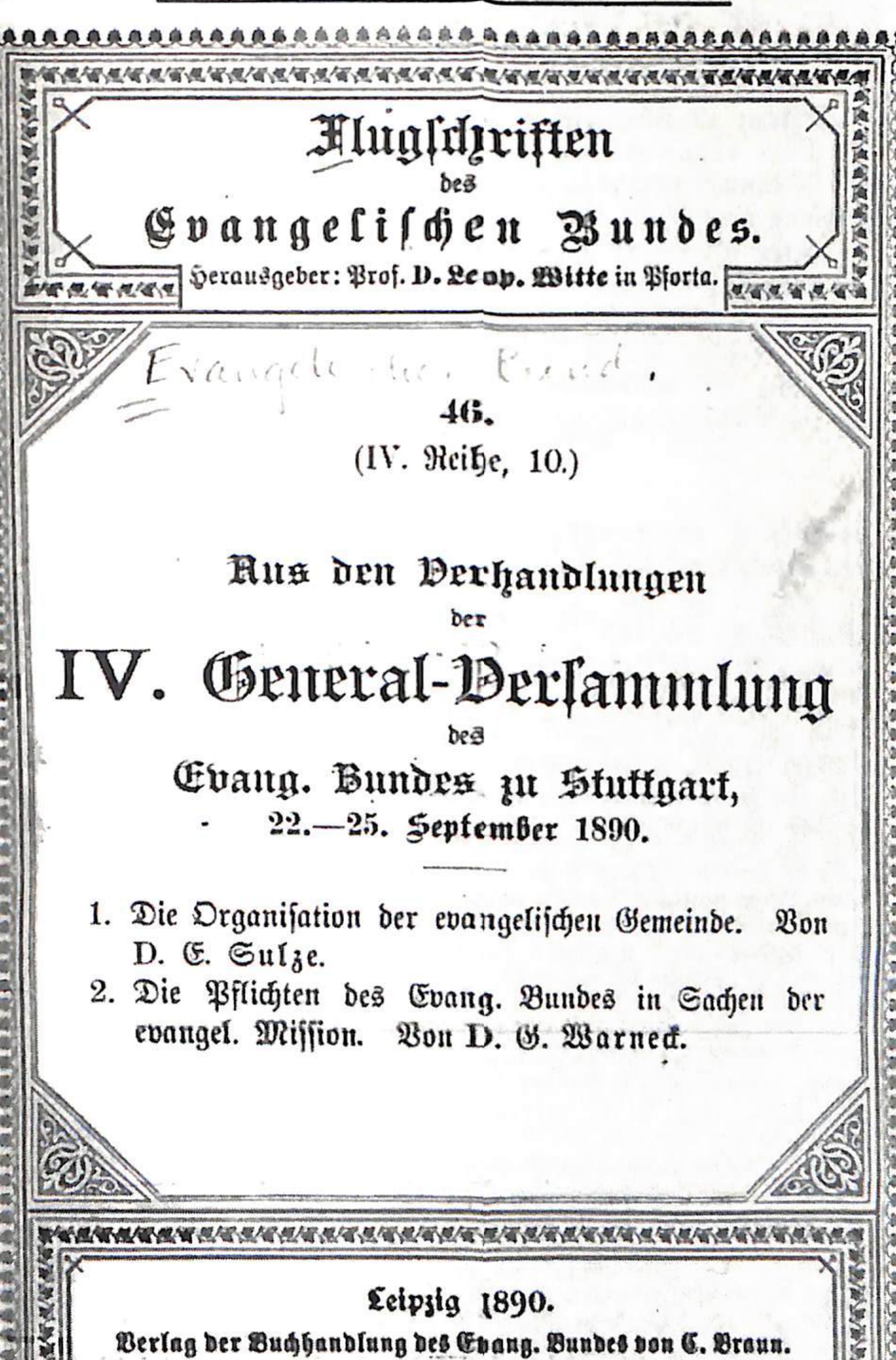
Zweites bis viertes Tausend.



Flugschriften des Evangelischen Bundes.

Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

46.

(IV. Reihe, 10.)

Aus den Verhandlungen der IV. General-Versammlung des Evang. Bundes zu Stuttgart,

22.—25. September 1890.

1. Die Organisation der evangelischen Gemeinde. Von D. E. Sulze.
2. Die Pflichten des Evang. Bundes in Sachen der evangel. Mission. Von D. G. Warneck.

Leipzig 1890.

Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von C. Braun.

Preis 35 Pfg.

Verzeichnis der Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Reihe (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Die Organisation der evangelischen Gemeinde.

Von

D. E. Sulze in Dresden.

Alle evangelischen Christen im deutschen Reiche empfinden es, daß ihre Kirche wie noch nie seit der Reformation vor einem ernsten Wendepunkte steht. Gelingt es ihr, die unermeßliche Aufgabe zu lösen, die ihr die Gegenwart stellt, so wird sie zu einer Macht erstarken, die sie noch niemals besessen hat. Gelingt ihr das nicht, so wird es um sie und wohl auch um das deutsche Volk geschehen sein. Diese Aufgabe erwächst unserer Kirche allerdings aus ihrem eigenen Wesen; aber die soziale Lage der Gegenwart zwingt sie, diese Aufgabe endlich zu lösen. Die religiöse und die soziale Entwicklung sind immer Hand in Hand gegangen. Daraus folgt keineswegs, daß die Kirche unmittelbar in die soziale Entwicklung eingreifen dürfe. Sie muß im Gegenteil auf das strengste von der Einmischung in technische Fragen sich fern halten. Sie muß der Staatskunst überlassen, was der Staatskunst ist. Aber sie muß klar erkennen, was auf dem sozialen Gebiete geschehen ist, und was sie in Folge davon auf ihrem eigenen Gebiete zu thun hat. Aus diesem Grunde muß ich einen Blick auf unsere soziale Lage werfen, um zu zeigen, wie schwer sie es der Kirche macht, Religion und Sittlichkeit in unserem Volke zu erhalten. Daraus wird sich ergeben, daß wir die Bildung lebendiger evangelischer Gemeinden unverzüglich in Angriff nehmen müssen, weil ohne dies Mittel die Kirche in unserer Zeit nicht mehr im Stande ist, ihren großen Beruf zu erfüllen. Ich bitte um das Vertrauen, daß ich ihre Teilnahme in keiner Weise mißbrauchen, sondern kurz und knapp mein Thema behandeln und auch da bei ihm bleiben werde, wo ich auf einen Augenblick von ihm abzuweichen scheine.

1. Die soziale Lage und das Gemeindeprinzip.

Mit einem Worte läßt sich bezeichnen, wodurch es in unserer Zeit der evangelischen Kirche unendlich erschwert wird, christlichen Glauben und christliches Leben unserem Volke zu wahren. Der Kampf um den Besitz hat eine Macht und eine Bedeutung unter uns gewonnen, die er früher nicht besaß. Dadurch hat sich Unruhe der Herzen bemächtigt. Die Gefahr, dem Mammonismus und dem Materialismus zu verfallen, ist größer geworden als vorher. Das ist die neue feindliche Macht, die sich der Arbeit an dem Bau des Gottesreiches widersetzt. Wir alle wissen, wie sie in unserer Mitte erwachsen ist. Die alten sozialen Ordnungen, die den Besitz und die Erwerbsfähigkeit gebunden hielten, sind im Laufe von anderthalb Jahrhunderten dahingesunken. Wo sonst selbständige Handwerker in mäßigem Wohlstande neben einander lebten, da hat der Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Lohnarbeitern sich aufgethan. Die Mauern und Thore der Städte sind gefallen. Sie hemmen nicht mehr den Strom der ruhelos ab- und zufließenden Bevölkerung. Auch der friedliche Landmann fühlt die mächtig wachsende Bewegung. Er kann den Besitz, den einst sicher der Sohn vom Vater ererbte, kaum oder gar nicht mehr behaupten. Unser Volk ist eingetreten in den Wettkampf, den die Völker auf dem Weltmarkte kämpfen. Es kann seine Arbeit nicht mehr nach seinem eigenen Wunsche ordnen. Es muß in der eigenen Heimat einen schweren Kampf mit den Erzeugnissen fremder Arbeit bestehen, die unter ganz anderen Verhältnissen gethan wird. In dieser Unruhe des Ringens um den Besitz ist die Einkehr in das innere Leben, das Ringen nach dem Heil der Seele, erschwert.

Geld ist Macht. Leicht vergißt der Reiche in dem Besitze dieser Macht nach der Macht und Herrschaft über alle Geschicke zu streben, die nur die Gemeinschaft mit Gott der menschlichen Seele verleiht. Die Besitzlosen meinen, durch eine leichte Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse würde auch ihnen mühelos der Reichtum und seine Macht zufallen. Sie verachten den langsamen und mühevollen Weg, an Berufstüchtigkeit und durch Fleiß und Sparsamkeit ihren Herren ebenbürtig zu werden. Sie verachten endlich alle

göttlichen und menschlichen Ordnungen als Hemmungen, rasch in den Besitz des Geldes und der Genüsse zu kommen, zu denen es der Schlüssel ist. Das Glück der Treue im Beruf, die Förderung des inneren Menschen, die gewissenhafter Arbeit entspringt, vor allem die Treue gegen den Herrn, alle diese Tugenden gelten als Täuschungen, Unwissenden Sklavenketten anzulegen. Der göttliche Lebensinhalt der Familie wird verachtet, das sechste Gebot immer mehr als ein Traum von Schwärmern behandelt. Der Glaube an Gott und die Ewigkeit, die Reue, die Seligkeit christlich getragener Leiden — diese höchsten Güter der Seele werden als Märchen verspottet. Der Meineid gilt als ein Zeichen der Bravour. Geld und Genuß sind die einzigen Güter, die noch Bedeutung haben. Kurz, die Vertierung des Menschen ist des Menschenlebens Ziel geworden. Die einzige Erhebung der Seele ist vielleicht noch darin zu finden, daß man Opfer bringt für die Zwecke der Partei. Natürlich treibt diese Richtung dem Untergange zu. Denn der Mensch ist geschaffen Mensch und Gottes Kind zu sein. Und wer der Ordnung des Allmächtigen sich widersetzt, der vernichtet sich selbst. Und keine Veränderung des wirtschaftlichen Lebens ist im Stande, das Unheil abzuwenden, das die Verblendeten und mit ihnen uns alle treffen muß, wird nicht eine innere Umkehr erreicht. Gewiß ist auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete zu arbeiten. Die Arbeit muß organisiert, es muß ein Weg gefunden werden, den Lohnarbeitern einen gerechten Anteil am Ertrag der Arbeit, ein geordnetes Familienleben und freie Zeit zu geistiger Bildung zu sichern. Aber auch diese Güter sind nur durch wachsende sittliche Tüchtigkeit und nur dann zu erringen, wenn eine Bürgschaft dafür vorhanden ist, daß durch größeren äußeren Wohlstand nicht die Begehrlichkeit und das sittliche Verderben gemehrt wird. Diese Bürgschaft aber fehlt. Würden gar die Massen, die von Religion und Sittlichkeit sich losgesagt haben, gewaltsam in den Besitz der Fabriken und Werkstätten gesetzt, so könnte der Erfolg nur der sein, wie wenn Barbaren Besitz ergriffen von den durch und für zivilisierte Menschen errichteten Städten.

Wer das Bild dieses namenlosen sittlichen Elends sich vor das Auge stellt, der muß ja fragen: wie ist es möglich

gewesen, daß es mit dem Volke Luthers, mit dem Volke der Befreiungskriege dahin gekommen ist? Selbst evangelische Prediger haben diese Frage, wenn ich sie ihnen, von tiefem Schmerz bewegt, vorlegte, mit den Worten abgewiesen: „Rege dich nicht auf durch den Anblick der Gegenwart. Es ist nie anders gewesen. Immer galt das Wort: viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Aber der Christ kann in diesem Worte das Ende der Wege Gottes nicht finden. Und der Kenner der Geschichte kann nicht zugeben, daß es immer so gewesen sei. Höchstens können wir mit dem Gedanken uns trösten, daß der Herbst, der dem Frühling die Bahn bricht, den Anblick des Frühlings nicht darbieten kann. Wir können also die Frage nicht umgehen, was die Kirche verabsäumt habe, auch unter dem Wechsel der sozialen Verhältnisse das höchste Gut, das Evangelium, unserem Volke zu erhalten. Denn sie ist dazu da, wie auch das äußere Leben sich gestalte, dafür einzustehen, daß das Volk, in dessen Mitte sie arbeitet, ein christliches Volk bleibe.

Es versteht sich von selbst, daß nur dann ein Volk christlich bleiben kann, wenn wirklich die Religion Jesu ihm dargeboten wird. Wo kein Dichter im Volke ist, da kann sich das Volk nicht für die Dichtung begeistern. Wo nicht christliche Charaktere ihm gegenüber treten, da kann es sich nicht für die christliche Gestaltung des Menschenlebens entscheiden. Wir alle sind nur durch Christen Christen geworden, zur lebendigen Erkenntnis des Christentums gekommen, das darin besteht, daß man dem Heil der Seele jedes andere Gut nachstellt, daß man sein Leben im Vertrauen auf die unser ganzes Leben begleitende unerbittliche Gerechtigkeit und Vergeltung, im Vertrauen auf die erlösende Gnade und die Barmherzigkeit führt, die denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen läßt. Das Christentum besteht nicht in Worten, sondern in Kraft. Christliche Charaktere also müssen die sein, die dem Volke das Christentum darbieten, es zu Christo führen sollen. Das ist eine einfache, selbstverständliche Erkenntnis. Nun aber hat die evangelische Kirche im 17. Jahrhundert eine Zeit des Dogmatismus durchlebt. Man mag über die Notwendigkeit dieser Zeit denken, wie man will; das aber kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie der evangelischen Kirche die wahre Art,

das Christentum darzubieten, nämlich die durch Geist und Kraft, durch christliche Charaktere, nicht leicht, sondern schwer gemacht hat. Und noch heut ist die Gefahr vorhanden, daß der apologetische oder der kritische Dogmatismus unserem Volke die Religion verhüllt. Poetik ist nicht Poesie, und Dogmatik ist nicht Religion. Aber auch hier gilt das Wort: es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten. Nur an der Gewalt eines Jesaja und der Innigkeit eines Jeremia, an den Seelenkämpfen eines Paulus oder Luther, unter dem Kreuze auf Golgatha können die künftigen Prediger des Christentums lernen, was Religion ist. Üben sie nur ein Lehrbuch des Glaubens ein, in dem kein Hauch des Glaubens weht, nur die zusammengefegte Spreu fremder Meinungen über die Religion sich findet, dann kehrt nach meiner Überzeugung die Gefahr des Dogmatismus wieder, der nur ein Rückstand aus unserer katholischen Vergangenheit ist. Gehen wir in dieser Weise selbst auf katholischen Pfaden, so können wir den Katholizismus nicht überwinden. So fehlt uns auch die religiöse Kraft zur Besiegung des Materialismus.

Darüber brauche ich in diesem Kreise kein Wort weiter zu sagen. Viel größer ist gegenwärtig für die evangelische Kirche die Gefahr, den Gottesdienst, dessen Bedeutung natürlich jeder unter uns voll und freudig anerkennt, in seiner Wirksamkeit zu überschätzen. Und diese Gefahr ist gerade da schwer zu erkennen, wo der Dogmatismus überwunden ist und der Gottesdienst uns wirklich in das Lebenselement des evangelischen Christentums versetzt. Leicht entsteht dann der Gedanke, die Kirche habe damit genug gethan. Aber das ist eine Täuschung. Der wahre Heilsglaube, die unmittelbare Lebensgemeinschaft mit Gott, die uns die Reformation wiedergegeben hat, ist nicht bloß Gebet, sondern auch Arbeit. Die dienende Liebe, in der wir durch die That dem Willen Gottes uns opfern und seine Werkzeuge werden, ist die andere notwendige Bethätigung unseres Glaubens. Wer einatmet, muß auch ausatmen. Auch die Arbeit ist Gebet. Eine nur im eigentlichen Sinne des Wortes betende, eine nicht auch in Liebe arbeitende Gemeinde ist nach protestantischen Grundsätzen ganz unfähig, denen, die das christliche Glaubensleben noch nicht kennen, es zur Darstellung zu bringen und fühlbar zu machen. Damit ist, wie ich

meine, der Grundmangel unseres bisherigen kirchlichen Lebens bezeichnet. Damit ist ausgesprochen, warum es ihm nicht mehr gelingt, das Herz unseres Volkes zu beherrschen. Ein Staatsleben, das nur in Reichstagsversammlungen und in der Feier patriotischer Feste, nicht in der unermüdlichen Fürsorge für den einzelnen sich bethätigt, wird bald keine Teilnahme mehr erwecken. So ist es auch in der Kirche. Ich stelle mir einen gutartigen Atheisten unserer Zeit vor, den ich heilen möchte. Ich sage ihm: Wer den Dichter will verstehn, der muß in Dichters Lande gehn. Ich nehme ihn also mit in eine unserer Gemeinden, nach unseren jetzigen Verhältnissen also nur in einen unserer Gottesdienste. Er wird ergriffen und erbaut. Kann ich ihm aber nichts weiter bieten, so wird er bald sich enttäuscht fühlen. Er wird sagen: Ja, das war schön und gut; aber war es nicht doch nur eine Fata Morgana? Jetzt, da ich an diesen Quellen schöpfen, unter diesen Palmen Kühlung suchen möchte, sind sie verschwunden.

Und ist nicht auch das ein Rest des Katholizismus? Der Katholizismus sucht den Geist Christi in den vom Priester geweihten Sakramenten, in dem vom Priester dargebrachten Opfer. Das evangelische Christentum in seinem größeren Ernst begnügt sich damit nicht. Es sucht den Geist Christi in Personen, die von ihm beherrscht sind, vor allem in den Gesamtpersönlichkeiten christlicher Gemeinden. Jeder Nichtkatholik hat also ein Recht, zu den Mitgliedern einer evangelischen Gemeinde zu sagen: Wollt ihr in das Land der Religion mich einführen, wohlan, erschließt für einander und auch für mich euer inneres Leben. Laßt mich Anteil nehmen an dem Walten Gottes in euren Seelen; laßt mich dessen inne werden, was durch die Gnade Gottes in euch geschieht. Ich denke, diese Forderung ist durchaus berechtigt. Es kann ihr aber nur dadurch genügt werden, daß wir einen brüderlichen Verkehr der Gemeindemitglieder unter einander ermöglichen. Und dieser Verkehr, wenn er wirklich die volle Kraft des christlichen Geistes erweisen soll, muß zur ernstesten Arbeit werden. Das Ziel dieser Arbeit ist längst bezeichnet durch das Wort: Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Die christliche Gemeinde ist dafür verantwortlich, daß an jedem ihrer Glieder ge-

schieht, was geschehen kann, damit es jenes höchste Ziel, die göttliche Vollkommenheit, erreiche. Es muß ihm alle äußere Hilfe geboten werden, damit ihm die Gnadenfrist des irdischen Lebens nicht verkürzt werde. Es muß ihm vor allem andauernd aus dem Leben der Gemeinde der Geist des Herrn dargeboten werden, der die Hemmungen überwindet und aus Menschen Kinder Gottes macht. An solchem Gemeinschaftsleben nur kann jedermann erkennen, was evangelisches Christentum ist.

Daß wir jetzt dies Leben nicht mehr entbehren können, wenn unser Volk dem evangelischen Christentum soll erhalten werden, das ist vor Augen. So lange das Ringen nach dem Erwerb keine Macht im Volke war, so lange der einzelne von der Geburt bis zum Grabe der Familie angehörte, so lange auch die Städte klein, ihre Bürger seßhaft und unter einander bekannt waren, so lange mochte der Gottesdienst und die Seelsorge des Geistlichen im wesentlichen genügen. Jetzt, wo die natürlichen Ordnungen des Lebens keine Bürgschaft oder doch keine Hilfe mehr für die Erhaltung des christlichen Geistes bieten, jetzt muß er selbstständig, in seiner eigenen vollen Macht und Herrlichkeit, in der Lebensordnung, die er selbst zu schaffen vermag, eben in dem christlichen Gemeindeleben sich offenbaren, um alle Lebensverhältnisse mit seiner Kraft zu durchdringen. Wenn in Gemeinden, in denen alle Glieder gegenseitig an ihrem Glaubensleben Anteil nehmen, den Herzen wirklich der Himmel aufgeht, dann wird die Gewißheit wieder unter uns Macht gewinnen, daß es höheres giebt, als zu erwerben und zu genießen. Wenn der Glaube als die Quelle der rettenden Liebe in den Gemeinden sich erweist, da wird man wieder mit Ehrfurcht vor ihm stehen. Wenn die Gemeinden alles ertragen können, nur nicht den Untergang eines ihrer Glieder, dann werden die einzelnen wieder lernen, die eigene Person als das höchste Heiligtum zu achten, und die grauenvollen Sünden wider das sechste Gebot werden abnehmen. Die Arbeit rettender Liebe, die alsdann in den Gemeinden gethan wird, sie wird auch die Berufsarbeit wieder heiligen und die Erkenntnis begründen, das auch sie eine Offenbarung des Glaubens und der Liebe, eine Arbeit am Reiche Gottes ist. Giebt es einen anderen Weg, unser Volk mit dem

Geiste Christi von neuem zu durchdringen, wir alle sind bereit, ihn einzuschlagen. Aber wir alle wissen, daß es keinen anderen giebt, als den, christliche Gemeinden zu bilden, in ihnen das Glaubensleben aller zur Entfaltung zu bringen und die Arbeit aller an allen zu erwecken. Die Hierarchie hat nicht ans Ziel geführt, das theokratische Staatsleben ist dahin gesunken und das bisherige protestantische Kirchentum hat sich als ungenügend erwiesen. So müssen wir denn uns dazu entschließen, die Macht des allgemeinen Priestertums, die Macht evangelischen Gemeindelebens zu entfesseln, um Christo die Welt wieder zu erobern. Alles, was jetzt das Leben in der Kirche uns schwer macht, ja sie zersetzt, die dogmatischen Parteiungen und allerlei künstliche Mittel werden von selbst dann schwinden, wie vor dem Ernst des Lebens und verantwortungsvoller Arbeit die Unreife und die Verirrungen der Jugend zurücktreten.

Dabei haben wir freilich einen Feind zu bekämpfen, der in unserer Zeit große Macht besitzt. Es ist die bekannte Forderung des Gehenlassens, die auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete in der Zeit der Zersetzung als die Lösung aller Rätsel gegolten hat. Noch nie hat man im sittlichen Gebiete mit dem Gehenlassen sich begnügt. In Judäa waren die Sittengesetze zugleich bürgerliche Gesetze. Athen hat seinen Areopag, Rom seinen Censor, die römische Kirche ihre hierarchische, die reformierte eine durch die Gemeinde geübte Leitung der Sitten, die lutherische Kirche in ihrer Vermischung mit dem Staat doch auch ihre Sittenaufsicht gehabt. Wir haben nicht die Absicht, eine dieser Formen der sittlichen Erziehung des Volkes nachzuahmen. Aber wir erkennen an, daß sie alle aus einem unvergänglichen Bedürfnis entsprungen sind, so ungeeignet für unsere Zeit und für unsere sittliche Einsicht sie auch alle sein mögen. Und wir verwerfen die Meinung, daß jetzt mit einem Male alles gehen soll, wie es geht, so lange nicht der Strafrichter eingreifen muß. Man läßt sich die Kirche noch so weit gefallen, daß sie durch ihre Gottesdienste die christlichen Ideale in Erinnerung bringe. Die christliche Arbeit aber soll nicht in ihr, sondern in den anderen Lebensordnungen, in der Familie, im Berufe, im Staate und im Verkehr, zur Anschauung kommen. Ich bekenne offen, daß ich diese

Richtung nie verstanden habe. Es ist doch offenbar leichter, die bürgerliche Rechtsordnung zu halten, als das Gesetz Christi. Warum überläßt man dann nicht jene zuerst dem guten Willen der Menschen? Wenn man die Pflege christlicher Sittlichkeit, die Gemeindeseelsorge nicht üben will, warum beseitigt man nicht viel eher die Polizei und die Rechtspflege? Warum hebt man nicht den Schulzwang auf in der Erwartung, die Eltern würden schon am besten wissen, was für ihre Kinder nötig sei? Natürlich wissen wir so gut wie die Anhänger des Gehenlassens, daß die erziehende Arbeit der Kirchgemeinden ihr Werk nicht durch äußeren Zwang zu thun hat, und daß sie in den Familien, in der Berufsarbeit, im Staat und im täglichen Verkehr ihre Ernte haben soll. Aber das wissen wir nicht, wie man ernten soll auf diesen Gebieten, wenn sie nicht bestellt sind. Wenn niemand die Menschen zu Christen erzieht, dann können sie eben in der Familie, im Beruf und im bürgerlichen Leben sich nicht als Christen erweisen. Die heillosen Folgen des Gehenlassens haben das Bestehen unseres Volkes in die größte Gefahr gebracht; von seiner Theorie läßt der Deutsche aber nicht, bis er mit ihr untergegangen ist. Inzwischen sieht lächelnd die Hierarchie auf unsere Träumerei und unsere Versäumnis und denkt: fahrt nur so fort, verschmäht es nur immerzu, auf eurem Wege, durch die Arbeit der Gemeinde, Zucht und Sitte im Volke zu erhalten; damit arbeitet ihr nur für uns; denn zuletzt wird jeder vernünftige Mensch einsehen, daß eine hierarchische Sittenzucht doch immer besser ist als keine.

2. u. 3. Umfang der Gemeinden, Kirchenbau.

Weder die Hierarchie, noch das Staatskirchentum vermag die ungeheuere Aufgabe zu lösen, die unsere Zeit der Kirche stellt. So schwer diese Zeit ist, so trägt sie doch den Segen in sich, daß sie die evangelische Kirche einfach zwingt, endlich die Gestalt anzunehmen, die dem evangelischen Christentum allein entspricht. Sie zwingt die Kirche zur Gemeindekirche zu werden: Ist das anerkannt, so ergiebt sich alles andere von selbst. Gemeinden, die thätig sein, ihr Glaubens-

leben ihren Mitgliedern erschließen, dieser helfend und erziehend sich annehmen sollen, müssen klein sein. Kennen sich die Gemeindemitglieder nicht untereinander, so haben sie für einander keine Bedeutung, so können sie nicht aneinander arbeiten. Es predigt dann nicht die Gemeinde mit, wenn der Prediger predigt. Es wird nicht in dem einzelnen Herzen der Christus, der in der Gemeinde lebt, in der Feier des heiligen Abendmahls wirksam. Ich sage nicht, daß der Gottesdienst einer großen Gemeinde, deren Mitglieder einander nicht kennen, den wahren Lebensinhalt entbehre; aber ich behaupte, durch die Gewalt und Macht und vor allem die Innigkeit, die nur dem evangelischen Gottesdienste zu eigen ist, werde nur dann vollkommen empfunden, wenn die Gemeinde nicht einer Volksversammlung, sondern einer innig verbundenen Familie gleiche. Darum ist es die heilige Pflicht unserer Kirchenregimente, die Bildung kleiner Gemeinden, von etwa je 5000 Mitgliedern, einfach anzuordnen, wenn dieselben nur irgendwie, durch gemeinsame Benutzung einer vorhandenen Kirche oder durch provisorische Lokale eine Unterkunft für ihre Versammlungen finden können. Erwacht in solch engen Kreisen die Liebe, dann macht sie es, wie unsere Diasporagemeinden beweisen, doch auch möglich, würdige Stätten der Anbetung zu beschaffen. Fehlen die Gemeinden, die der Kirchen bedürfen, dann werden auch keine Kirchen gebaut. Wachsen die Kirchen aus dem Bedürfnis lebendiger Gemeinden hervor, dann wird man sie auch wieder im evangelischen Geiste bauen. Es wird aufhören die uns wirklich nicht ehrende Entlehnung katholischer Grundrisse und Formen, die nur eine Folge unseres Mangels eines wahren Gemeindelebens ist. Das Beklagenswerteste aber ist es, wenn die Bildung neuer Gemeinden einfach deshalb abgelehnt wird, weil noch die Mittel zur Erbauung von Kirchen und Kirchtürmen fehlen. Ich weiß, wie die kirchliche Baukunst zu Herzen redet. Aber eine christliche Gemeinde, auch im bloßen Betsaal versammelt, ist eine gewaltigere Predigt des Evangeliums. Jedenfalls aber ist es die schlechteste Predigt, wenn man weder Kirche noch Gemeinde, sondern einfach gar nichts hat und damit sich begnügt, weil man nicht beides haben kann.

4. Ein Geistlicher für jede Gemeinde.

Sehr großen Wert lege ich darauf, daß jede Gemeinde nur Einen Geistlichen hat. Ich weiß, daß in einzelnen Fällen, etwa in Uebergangszeiten, oder wo eine Gemeinde eine Anstalt mit zu versorgen hat, von dieser Regel muß abgewichen werden. Ich bin ganz damit einverstanden, daß Kandidaten zu ihrer Ausbildung erfahrenen Geistlichen als Helfer beigegeben werden. Ich will keine Tyrannei des Geistlichen über die Gemeinde einführen, sondern möglichst viele Gemeindemitglieder zur Mitarbeit herbeiziehen, auch gern einem einzelnen Gemeindemitgliede oder einer Familie die Freiheit lassen, wenn gute Gründe es nötig machen, sich zu dem Geistlichen einer anderen Gemeinde zu halten. Der Grundsatz aber muß der sein: Eine Gemeinde und Ein Geistlicher. Die geistlichen Ministerien, die jetzt an der Spitze der Gemeinden stehen, stammen aus einer Zeit, in der man von einem wahren, innigen Gemeindeleben noch keine Ahnung hatte. In einer solchen Zeit glaubte man, es komme hauptsächlich darauf an, daß die kirchlichen Handlungen vollzogen würden. Da konnte man sich mit allerlei Arbeitsteilungen begnügen, die freilich im Grunde alle verkehrt waren, eine ausgenommen, die nach Bezirken. Und diese ist nur der Übergang zur Bildung von Gemeinden.

Schon äußerlich kommt man viel weiter, wenn man jedem Geistlichen seine Gemeinde giebt. Es bedarf wohl keines Beweises, daß zwei Geistliche in zwei Gemeinden mit je 5000 Mitgliedern mehr wirken, als in einer Gemeinde mit 10 000 Mitgliedern. Dazu mehren sich aber in unserer Zeit mit der Teilung der Gemeinden auch die erwählten Vertreter derselben, also die berufenen Mitarbeiter. Ich will annehmen, daß ein Kirchenvorstand 16 erwählte Mitglieder hat. Denke ich mir nun eine Stadt mit 200 000 evangelischen Christen, die zehn Gemeinden bilden und daß jede von ihnen 4 Geistliche hat, so giebt das 40 Geistliche und 160 Kirchenvorsteher, also 200 Personen, die verpflichtet sind, sich um die Hebung des kirchlichen Lebens zu bemühen. Man wird das gegenwärtig ungefähr für normal halten. Ein ganz anderes Bild stellt sich unserem Auge dar, nehme

ich an, daß die 40 Geistlichen 40 Gemeinden und 640 erwählte Mitarbeiter haben, daß also 680 Personen vorhanden sind, die das kirchliche Leben zu fördern bemüht sind. Da wird ganz offenbar viel erfolgreicher in das kirchliche Leben eingegriffen. Es thut dies nicht bloß die Zahl, sondern die ganze Stellung der Vorstände kleiner Gemeinden. Sie stehen ihren Gemeindemitgliedern näher und sind nicht so mit Verwaltungsgeschäften belastet wie die Kirchenvorstände großer Gemeinden. Können wir durch eine große Zahl tüchtiger Gemeindevertreter der katholischen Hierarchie ein Gegengewicht entgegenstellen, warum sollen wir das nicht thun?

Aber das alles berührt den Kern unserer Frage nicht. Die Hauptsache ist die, daß die Gemeindemitglieder mit ihrem Geistlichen und unter einander nur dann sich innig zusammenschließen können, wenn sie wissen, an wen sie sich zu halten haben. Haben sie es heut mit dem, morgen mit jenem Geistlichen zu thun, so halten sie an keinen sich treu und innig. Meist entsteht eine Gruppen- oder Parteibildung, die der Untergang alles wahren Gemeindelebens ist. Eine Familie mit mehreren Häuptern, in der vielleicht der Hausvater noch von seinem Vater regiert wird, ist immer verloren. Am Schlimmsten kommen in Gemeinden mit mehreren Geistlichen die weg, die sich nicht bestimmt für einen unter ihnen erklären. Es sind das meistens diejenigen, die der Hilfe am Meisten bedürfen. Jeder Geistliche umgeht sie, um nicht in des anderen Arbeitsfeld einzugreifen. Die Gemeinden zerfallen und die Geistlichen ermatten, wo nicht jeder Geistliche seine Gemeinde für sich hat. Soll ich meine Pflicht freudig und mit Daransetzung meiner ganzen Person erfüllen, so muß ich allein für die Erfüllung dieser Pflicht verantwortlich sein. Teilt ein anderer meine Pflicht und meine Verantwortlichkeit, wird mein Wirken jeden Augenblick durchkreuzt, so kann niemand volle und ganze Arbeit von mir erwarten. Und wie mir das Zarteste, nämlich die Herzen zu erwärmen und zu gewinnen, gelingen soll, wenn andere zugleich um dieselben Herzen, wenn auch nicht für sich, sondern für ihren Herrn werben, das ist einfach nicht abzusehen. Hundert Mal habe ich es mit angesehen, daß ein ganz besonders treuer Geistlicher für unbegabt, ja für eine Null angesehen ward, so lange er unter dem Drucke einer fremden Arbeit und seiner Gemeinde stand; alle aber waren verwundert über seine hervorragenden Leistungen, als er allein eine Gemeinde übernahm oder doch an die Spitze trat. Für hunderte meiner Amtsbrüder wird es geradezu eine Erlösung sein, wenn endlich sie selbständig in ihrer Berufsarbeit werden. Denn zu den schwersten Geschicken für den Mann gehört es, in seiner Thätigkeit gehemmt zu sein und sein persönliches Leben nicht frei und ganz in ihr entfalten zu können. Überall klagt man, daß so häufig Zwist in den geistlichen Ministerien zu finden sei. Ich bekenne offen, daß ich diesen Zwist gar nicht so sehr beklage. Er beweist, daß in unseren Geistlichen doch noch der Trieb lebt, etwas Tüchtiges zu leisten und selbständig zu arbeiten, daß sie es nicht ertragen, durch die falsche Gestaltung ihrer Arbeit zum Stumpfsinn und zur Gleichgültigkeit sich niederdrücken zu lassen.

In jeder Beziehung wird es segensreich umgestaltend wirken, gewinnt der Grundsatz Geltung: Ein Geistlicher für jede Gemeinde. Die große Verantwortung, der alsdann jeder Geistliche entgegengeht, wird tüchtige Kräfte anlocken, untüchtige abschrecken. Das theologische Studium wird so gestaltet werden, daß man noch zu rechter Zeit solche abweisen kann, die von vornherein auf eine selbständige Arbeit verzichten und nur Brot und Amtswohnung suchen. Man wird für Notfälle das blaue Couvert einführen, und, da die Arbeit der Geistlichen gleich geworden ist, auch ihre Gehalte gleichstellen, also den Mammonismus beseitigen, der eine andere Gemeinde um der höheren Einnahmen willen sucht. Die Hauptsache aber ist die, daß bei einem so intimen Verhältnis des Geistlichen zu seiner Gemeinde, wie das erstrebte, er auch in der Predigt ganz Seelsorger sein und daß der unevangelische künstlerische Zug, der gegenwärtig gar leicht sich entwickelt, von selbst hinwegfallen wird. Es wird dann sich erst recht zeigen, welch ein Fortschritt es ist, wenn nicht mehr der Flugsand eines Predigtpublikums, sondern eine in Glauben und in der Liebe geeinte Gemeinde zum Gottesdienste vereinigt ist.

5. Gemeinderegister, Hausbesuche.

Was ist nun das Erste und Notwendigste, das geschehen muß, wenn man Gemeinden von übersehbarem Umfange hat? Der Kirchenvorstand muß zuerst feststellen, wer zu seiner Gemeinde gehört. Das ist zunächst eine ganz äußerliche Arbeit, und doch wirkt auch sie schon auf das Bewußtsein der Gemeinde. Wissen die Gemeindemitglieder nicht einmal, daß sie im Gemeindeverzeichnis stehen, dann erscheint ihnen die Gemeinde als eine ganz ungeordnete Menge. Es wird kaum einen Verein geben, der in dieser Beziehung so nachlässig wäre, wie unsere kirchlichen Gemeindeverwaltungen. Mit tiefer Beschämung habe ich während meiner ganzen Amtsführung an ein Ereignis gedacht, das mir bereits im ersten Jahre meiner amtlichen Thätigkeit unsere Versäumnis in diesem Punkte klar vor das Auge stellte. Ich war zweiter Prediger in einer sächsischen Stadt an der böhmischen Grenze. Eines Tages wurde ich aufgefordert, einer schwer erkrankten Protestantin in einem katholischen böhmischen Grenzstädtchen das heilige Abendmahl zu reichen. Ich ging hin, besuchte meinen katholischen Amtsbruder und unterrichtete ihn von meiner Absicht. Da schlug er sein großes Familienbuch auf, und las mir aus ihm alles vor, was über die Frau, deren Mann und Kinder katholisch waren, mir wissenswert sein konnte. Ich sagte mir: euch sind euere Gemeindemitglieder nicht einmal so viel wert, daß ihr Buch über sie führt. Hier muß also eingegriffen werden. Und zwar ist auf jeden Fall ein Befehl der Kirchenregimente notwendig, weil sonst die Gemeinden die Maßregel nicht verstehen, sondern sie für eine willkürliche, vielleicht gar nur aus Neugierde, von den Kirchenvorständen getroffene ansehen. Ohnehin ist eine solche Einrichtung nur dann wirksam, wenn eine ganze Landeskirche, nicht bloß hier und da eine einzelne Gemeinde sie trifft.

Gleichzeitig muß jeder Geistliche verpflichtet werden, einmal im Jahre alle Familien und alle einzeln stehenden Personen seiner Gemeinde zu besuchen. Daß wir bei Krankheitsfällen und in Veranlassung von kirchlichen Handlungen unsere Gemeindemitglieder besuchen, versteht sich ja von selbst. Aber das genügt nicht. Beschränken wir uns auf diese Besuche, so kommen wir oft Jahre lang in eine Familie gar

nicht. Wir erfahren dann nur zufällig, ob in ihr Bedrängnis vorhanden ist. Denn gerade die Besten scheuen sich, aus eigenem Antriebe unsere Hilfe zu suchen. Das weiß ich wohl, daß ein einmaliger Besuch in vielen Fällen die Herzen nicht bewegen und das Leben nicht umgestalten wird. Aber man kann doch entdecken, wo eine eingehendere Wirksamkeit notwendig ist. Und da, wo für regelmäßige Hausbesuche noch eine Überlieferung besteht, herrscht in den Gemeinden der Grundsatz: kommt der Pastor nicht zu uns in das Haus, so kommen wir nicht zu ihm in die Kirche. So weit meine Erfahrung reicht, kann ich nur versichern, daß die Gemeinden die Hausbesuche gern haben. Oft ist mir, wenn meine Zeit nicht weit genug reichte, gesagt worden: was nützt mir die beste Predigt, wenn Sie sich nicht um mich kümmern. Und wie wir anders der Sektenbildung vorbeugen wollen, als dadurch, daß wir durch ganz regelmäßige Hausbesuche unseren Gemeindemitgliedern unsere Teilnahme bezeugen, das weiß ich nicht. Aber auch dafür bedarf es einer festen kirchenregimentlichen Anordnung. Sie legitimiert den Pastor. Die Gemeindemitglieder wissen, daß er seine Pflicht thut, tritt er in ihre Familien ein. Ist durch einen Befehl diese Einrichtung erst eingelebt, dann erhält sie sich selbst. Kommt der Pastor einmal etwas später als gewöhnlich, dann drückt man ihm sein Befremden darüber aus, daß er nicht früher gekommen ist.

Natürlich werden die Freunde des Gehenlassens schon diese Maßregeln, die Gemeinderegister und die regelmäßigen Hausbesuche, als bureaukratisch und schablonenhaft verwerfen. Ich kann nur eine geordnete kirchliche Thätigkeit darin finden. Und ich weiß, daß man geradezu erschrocken über das Maß des bisher Versäumten sein wird, lernt man auf diese Weise erst einmal wirklich kennen, wie es um die Gemeinden steht.

6. u. 7. Gemeindeversammlungen, Seelsorge der Gemeinde.

Die wichtigste Frage ist nun die: wie ist ein Verkehr der Gemeindemitglieder unter einander, vor allem aber eine seelsorgerische Arbeit aller an allen zu ermöglichen? Damit betreten wir dem Bisherigen gegenüber neue Bahnen. Glück-

licherweise sind aber doch auch in dieser Beziehung bereits Erfahrungen gesammelt, so daß wir wenigstens angeben können, welche Einrichtungen nicht zu entbehren sind. Ich werde sie kurz beschreiben, bemerke aber ausdrücklich, daß in diesem Gebiete neuen Gedanken und neuen Erfahrungen Raum zu lassen, daß keine Schablone zu empfehlen ist. Auch die Reihenfolge, in der die einzelnen Einrichtungen in das Leben zu rufen sind, wird ganz von den örtlichen Verhältnissen abhängen müssen. Ich habe gern in meinen Thesen die vorliegende Reihenfolge angenommen, weil ich überzeugt bin, daß sie in vielen Fällen am Raschesten zu durchschlagendem Erfolge führen wird. In meinem Verhältnisse und für meine Eigentümlichkeit empfiehlt es sich, Punkt 7 vor Punkt 6 zu stellen. Es sei mir daher, weil es mir handlicher ist', gestattet, dieser Ordnung in meinem Bericht zu folgen. Irgend eine maßgebende Bedeutung soll dem aber in keiner Weise beigelegt werden. Jedenfalls bedarf jede Gemeinde dreierlei. Sie bedarf einen Verband von Mitarbeitern in der Seelsorge. Sie bedarf einer Vereinigung ihrer männlichen Mitglieder. Und sie bedarf einzelner Versammlungen aller Gemeindemitglieder.

Mir schien es am nötigsten, die von der Gemeinde zu übende Seelsorge in Gang zu bringen. In der Gemeinde soll eigentlich jedes Mitglied durch sein persönliches Leben zur Erbauung der ganzen Gemeinde beitragen. Aber wieviel wird zu arbeiten sein, ehe das zu erreichen ist! Jetzt machen gar viele nur durch die Ansteckungen, die wir aus ihren Familien mitnehmen oder doch mitnehmen können, an unserem Leibe uns fühlbar, daß doch eine Verbindung zwischen ihnen und uns besteht. Jeder Kirchenvorstand, der, seiner Verantwortung eingedenk, die Arbeit an seinen gesunkenen Gemeindemitgliedern beginnt, wird entsetzt sein, in welchem Zustande große Teile unserer Gemeinden sich befinden. Auf unbeachtetem, unbestelltem Boden wachsen eben nur Unkraut, Dornen und Disteln. Hat man im eigenen Bezirk etwas Ordnung geschaffen, dann tritt einem, was die Kirche im Ganzen in dieser Beziehung verabsäumt hat, in den Bettlern entgegen, die täglich aus fremden Gemeinden uns angehen, und vor denen man in jeder Beziehung auf seiner Hut sein muß. Könnte ich den Schleier hinwegziehen von dem Bilde,

das eine lange Erfahrung mir vor das Auge gestellt hat, hätten wir dazu die Zeit, an einzelnen Beispielen zu zeigen, welches Elend in unseren Gemeinden zu überwinden ist — gewiß, diese Stunde würde eine Stunde der tiefsten Trauer über die Schuld unserer Kirche für uns werden. Aber ich darf wohl annehmen, daß ich zu solchen spreche, die in diesen Dingen so erfahren sind, wie ich. Aber wie sollen wir da helfen? Daß hier die Arbeit eines Geistlichen nicht ausreicht, das bedarf keines Beweises. Ein flüchtiger Besuch, eine flüchtige Ermahnung, eine einmalige oder ab und an wiederkehrende Hilfe kann unmöglich genügen. Andauernde Beratung und Hilfe, wirkliche Erziehung ist notwendig, eine Person oder gar eine Familie, die gesunken ist, zu erretten. Wer seine volle Berufsarbeit hat, der kann nur einen Fall, höchstens zwei übernehmen, soll er Tag für Tag und Schritt für Schritt helfen und leiten und etwas wirklich Erfolgreiches leisten. Der Geistliche kann wohl jedem Bedrängten seinen Helfer oder Erzieher bestellen; aber er kann es nicht sein, weil das einfach unmöglich ist. Sollen wir freien Vereinen, die heute bestehen und morgen verschwinden und die niemandem für ihr Thun verantwortlich sind, dies Werk überlassen? Dann könnten wir unsere Gemeinden nur einfach auflösen. Denn wozu sie da sind, wenn nicht dazu, wie die Familien für die sittliche Erziehung ihrer Glieder verantwortlich zu sein, das wüßte ich nicht. Da bleibt nichts übrig, als daß die Mitglieder der Gemeinde, die helfen können, Männer oder Frauen, zur Hilfe herbeigezogen werden. Und immer habe ich erfahren, daß das Wort eines tüchtigen Laien in solchem Falle besser verstanden wird und wirksamer ist, als das meine. Der Mann oder die Frau, die der Lebenssphäre eines Bedrängten näher steht, richtet mehr aus als ich. Hier zeigt sich die ganze Herrlichkeit der evangelischen Kirche. Hunderte, tausende der erfahrensten Helfer kann sie aufbieten in jeder Gemeinde, die in ihr vorhandenen Notstände zu überwinden, die Arbeit aller an allen kann sie wachrufen: und die katholische Kirche hat dem gegenüber nichts als ihre Ohrenbeichte, ein trauriges Petrefakt im Vergleich zu der wahren, durch die ganze Gemeinde geübten Seelsorge. Daß diese in Gang gebracht wird, davon hängt das Erwachen, das Wiedererstarken unserer Kirche ab.

Freilich viel Mut und Selbstverleugnung gehört dazu, dies Werk in die Hand zu nehmen. Die Erfolge solcher Arbeit sieht für lange Zeit nur das Auge Gottes, während die eines berühmten Redners den Menschen in die Augen fallen. Nur sehr langsam werden Fortschritte erreicht, zunächst in Dingen, die für gering gelten. Und die, denen man helfen will, sind oft ihre eigenen Feinde. Man sorgt dafür, daß niemand gewaltsam aus seiner Wohnung entfernt wird. Man besteht auf Reinlichkeit. Man erzwingt die Aufhebung von Konkubinaten. Man verschafft Vormünder und für Knaben, die sich selbst überlassen waren und arbeitsscheu geworden sind, Lehrmeister und muß alles aufbieten, daß sie aushalten. Man zwingt träge Hausväter zu rechter Zeit an die Arbeit zu gehen. Das sind so die geringen Anfänge, die kein Mensch achtet außer den wenigen, die ihre Liebe dafür opfern. Sie lassen sich's gefallen, daß ihre Arbeit als Thorheit verspottet werde, als Gemeindehierarchie und Gemeindetyrannei. Sie wissen, daß es nur eine Tyrannei giebt, die Sünde, und daß jede That, die diese Tyrannei bricht, und wäre sie äußerlich noch so gewaltsam, nur eine That der Befreiung ist. Man verspottet auch deshalb unsere Seelsorger, weil sie kein Vertrauen zu dem Worte Gottes hätten, das solche Bemühungen entbehrlich mache. Aber sie sind getrost. Sie wissen, daß auch sie das Wort Gottes treiben, aus dem Strom des kirchlichen Lebens in Kanälen es in die Häuser leiten. Sie wissen, daß alles ein Gotteswort ist, was Licht und Klarheit in ein Haus, in eine Menschenseele bringt, mag's auch zunächst nur äußerlichen Unrat wegräumen. Kommen dann die Seelsorger zusammen, ihre Erfahrungen auszutauschen, ein bestimmtes Verfahren für ihre Arbeit zu verabreden, so ist schon um einen Teil der Gemeindemitglieder ein festes Band geknüpft. Denn was könnte fester vereinen, als gemeinsame Liebesarbeit? Es ist Gottes Wille und Kraft, wodurch in ihr die Herzen verbunden werden.

Unsere Gemeinden bedürfen zum anderen, wenn ihre Glieder lebendig verbunden werden sollen, regelmäßiger Zusammenkünfte ihrer männlichen Mitglieder. Zunächst machen dies schon äußerliche Gründe nötig. In der Regel bringt man es zu keiner Aussprache, wenn die ganze Gemeinde

versammelt ist. Sind die Männer untereinander, so kommt es leicht zu fruchtbaren Besprechungen. Außerdem sind vielfältig Dinge zu besprechen, die nur die Männer interessieren, oder die man vor Frauen gar nicht besprechen kann. Schon in der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten sehnt sich jeder Kirchenvorstand oft darnach, das Urteil der Stimmberechtigten in der Gemeinde zu vernehmen. Jeder Prediger hat den dringenden Wunsch, daß doch auch erfahrene Laien aus ihrem Lebenskreise bezeugen möchten, wie ohne das Christentum alles Leben zu Grunde geht. Hundert Dinge muß ein Christ wissen, wenn er in seinem Glauben sicher werden soll, und die nie in der Predigt erschöpft werden können. Oder kann man in einer Predigt sachlich den Materialismus, die sozialen und konfessionellen Verwirrungen genügend widerlegen, oder auch die verheerenden Wirkungen der Unzucht, der Trunksucht, der Verschwendung besprechen? Das alles und unabsehbar vieles andere muß den Männerversammlungen vorbehalten bleiben. Die religiöse Gemeinde schafft in ihnen ein neutrales Gebiet, auf dem die verschiedensten Stände und Lebensrichtungen sich begegnen und sich zusammenfinden. Wenn der Arbeitgeber und der Lohnarbeiter, der Minister und der Unterthan, der Sozialdemokrat und sein Gegner als Glieder einer christlichen Gemeinde sich zusammenfinden, da muß denn doch, wenn es überhaupt noch möglich ist, der soziale Kampf zu einem friedlichen werden. Und wer unter uns hätte in dem heißen Kampfe der Parteien in unserer Zeit nicht schon oft gefragt: aber wo ist denn die Kirche, die doch berufen ist, mit dem Öl der Sanftmut all diese Kämpfe zu lindern? Wie segensreich werden unsere Männerverbände wirken, sind sie erst über die ganze evangelische Kirche verbreitet. Fühlt er in ihnen sich heimisch, so wird der Geringste selbst lernen, auf Ehre und gute Sitte zu halten. Der Reiche wird von dem Prunken abkommen und seine Freude an edler, solider Haltung seines Hauses finden. Milder, christlicher Sinn wird einkehren. Die rohen und unsittlichen Vergnügungen werden vor dem Gemeindegewissen verschwinden. Das wird seinen Ausdruck finden in diesen Verbänden und auch laut und entschlossen den Kampf aufnehmen gegen Rohheit und Unsittlichkeit. In meiner Heimat sucht, etwa auf einer Reise,

mehr als eins unserer Gemeindemitglieder gern einmal Erholung in einer unserer Herrnhuter Gemeinden. Das sind eben in christlichem Sinne gestaltete Gemeinden. Und wenn wir auch nicht die Absicht haben, sie zu kopieren, so sind sie doch immer ein Beweis dafür, daß es auch im 19. Jahrhundert ehrbar und ordentlich zugehen kann in den Städten. Das christliche Gewissen ist eine gewaltige Macht. Findet es in unseren Gemeinden und namentlich in ihren Männerverbänden einen geordneten und starken Ausdruck, so wird manches möglich werden, was jetzt unmöglich scheint.

Die Versammlungen der ganzen Gemeinde endlich, die nicht zu häufig im Jahre zu halten sind, sollen gleichsam den Lohn für die treue Arbeit der Gemeinde bieten. Da mag die ernste Kunst, Musik und Gesang, die Herzen innig stimmen. Die Geschichte mag ihre Schätze erschließen und die Herzen an den Lebensbildern der besten Christen erbauen. Wie wirken Kunst und Wissenschaft in solch einem Freundeskreise, der auf der christlichen Liebe ruht. Einige unserer Familienabende sind mir in dieser Beziehung unvergeßlich. Der eine begann damit, daß unser größter Cellist ein ernstes Tonstück ergreifend vortrug. Kenner versicherten, so innige Töne habe er nie seinem Instrumente entlockt. Da ging eine Andacht durch die Herzen, daß man ein Blatt hätte fallen hören. Es folgten ein Chorgesang, dann von einem Nichtgeistlichen ein Vortrag „Luther in Worms“. Ich denke, an diesen Abend erinnert sich noch unsere ganze Gemeinde. Da hat mancher gelernt, die wahre Kunst von dem Flittertand unseres Theaterwesens zu unterscheiden. Und in dem ungezwungenen, von selbst gehobenen Gespräch hat man gelernt, daß christliche Geselligkeit doch wahre Geselligkeit sei. Wie wirken solche Stunden veredelnd nach für das häusliche Leben. Man hat mich gefragt, warum denn in den kleinen Landgemeinden, in denen ja alle von mir geforderten Bedingungen erfüllt wären, ein so blühendes Gemeindeleben, namentlich eine Arbeit aller an allen sich nicht entfalte. Ich antworte darauf: weil da die Laien in vielen Fällen zu solcher Arbeit nicht herangereift sind und naturgemäß von den Städtern auch dafür der Impuls ausgehen muß. Das kann in der Kirche nicht anders sein als z. B. in der Politik. Aber eben daraus ergiebt sich, welch ein Verbrechen es ist, wenn man gerade die großen Städte, wie treffend gesagt ward, das große Grab der evangelischen Kirche werden läßt. Möge dieser Tag dazu beitragen, hier endlich Umkehr und ernste Arbeit zu wecken!

Sie werden auch ohne mein Wort ahnen, wie von dem Gesagten aus der Aufbau unserer Kirche meinem Auge sich darstellt. Darüber schweige ich. Ich habe auf das mich zu beschränken, was wir sofort ausführen können. Es sind dies die Arbeiten im Grunde, die Arbeiten an unseren Gemeinden. Führen wir auch nur diese aus, dann wird das Leben des evangelischen Volkes ein anderes werden. Aber was wird dazu gehören. Ich bin nun ein alter Mann und habe leider es kennen gelernt, daß es viel Eitelkeit, Eigenwillen und Eifersucht in der Welt und auch in der Kirche giebt, und daß Gewissen und Demut nicht so mächtig sind, als wir in der Jugend glauben. Aber die Not ist groß. Wir wollen hoffen, daß sich auch hier das Wort erfüllen wird: Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten. Gebe er den Kirchenregimenten entschlossenen Mut, zur rechten Zeit die neuen Wege einzuschlagen. Gebe er den Geistlichen und den Gemeinden Demut und Willigkeit, sie zu gehen. Gebe er unserem Bunde Kraft und Freudigkeit, wider Rom und den Materialismus unserer Zeit treulich die Darstellung des evangelischen Christentums zu vertreten, die allein eine genügende ist, die durch evangelische Gemeinden. In diesem Zeichen werden wir siegen, weil es die rechte und wirksamste Vertretung eines anderen und höheren ist, dessen, in dem alle wahren Christen die Quelle und Offenbarung ihres Heiles finden.

Die Pflichten des Evang. Bundes in Sachen der evangelischen Mission.

Von

D. G. Warneck.

Darüber darf ich wohl eine allgemeine Übereinstimmung der Überzeugung bei uns allen voraussetzen, daß die Pflege der evangelischen Mission eine Pflicht jedes evangelischen Christen ist — aber hat der Evang. Bund als solcher eine Missionspflicht? Gehört es gerade unter seine Aufgaben, das Gewissen des deutschen evangelischen Volkes zu wecken und zu schärfen, daß es missionseifriger werde als bisher? Ohne Zweifel liegt ihm diese Aufgabe ob, sobald nachgewiesen werden kann, daß er durch die Pflege der evangelischen Mission sehr wesentliche deutsch-protestantische Interessen wahrt. Zum Beweise dafür, daß dies thatsächlich der Fall, erinnere ich Sie zunächst an drei bekannte Thatsachen: 1. an die durch den kaiserlichen Reichskommissar Herrn v. Wißmann angeregte Missionskontroverse, welche wochenlang die gesamte Presse beschäftigt hat; 2. an die vielfache Gefährdung auch deutscher Missionen durch die systematische römische Eindrängung; und 3. an die römische Konkurrenz auf den deutschen Schutzgebieten.

Die Urteile des Herrn v. Wißmann über die evangelischen und katholischen Missionen darf ich als bekannt voraussetzen; auch werden Sie nicht erwarten, daß ich die Kritik dieser Urteile wiederhole, die ich bereits in meinem „Offenen Briefe" an den Herrn Reichskommissar wie in meiner Besprechung seiner „Antwort" auf denselben öffentlich gegeben[1]). Es geht mir jetzt vielmehr darum diese ganze Missionskontroverse unter allgemeinere Gesichtspunkte zu stellen, die meines Wissens noch nicht zur Sprache gebracht worden sind und die den Beweis liefern, daß sowohl durch die Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu ungunsten der evangelischen und zu gunsten der katholischen Mission wie durch die Gefährdung der elementarsten evangelischen Missionsgrundsätze das evangelische Christentum überhaupt in Mitleidenschaft gezogen ist.

Die Geringschätzung, mit welcher der Herr Reichskommissar über die evangelische Mission geurteilt, und die Überschätzung, mit welcher er die katholische gelobt, hat einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung geübt, der wohl auch kaum durch die sachlichen Entgegnungen völlig paralysiert worden ist, welche seinen Urteilen von verschiedenen Seiten zuteil geworden sind, einen Einfluß, dessen Nachwirkungen wir vermutlich noch manchmal spüren werden. Was diesen Urteilen so großes Ansehen gab, das war weniger ihr Inhalt, als die Thatsache, daß sie, als aus dem Munde eines hohen kaiserlichen Beamten kommend, ein gewisses offizielles Gepräge trugen, welches noch dadurch eine charakteristische Illustration erhielt, daß der kaiserliche Reichskommissar auf dem ihm zu Ehren in Berlin veranstalteten Bankett Arm in Arm mit dem Führer des Centrums erschien.

Die ganze Angelegenheit hat eine gewisse symptomatische Bedeutung. Es weht ein römischer Wind durch die Welt; die Verhätschelung Roms ist eine Zeitmode, die außer mit anderen Faktoren auch mit der Politik im Zusammenhange steht. Es liegt ganz in dieser Windrichtung, daß auch die römische Mission in den Zauberkreis dieser Verhätschelung hineingezogen wird, zumal auch sie im nachweisbaren Zusammenhange mit der Politik steht. Sie wissen, wie gegnerisch ursprünglich das Centrum zur deutschen Kolonialpolitik stand; die allmähliche Frontveränderung dieser parlamentarisch so mächtigen Partei in ihrer kolonialpolitischen Stellung hat von dem Auftauchen der Antisklavereibewegung an ganz wesentlich unter dem Einflusse missionarischer Konzessionen stattgefunden; ich erinnere nur an die Zulassung der innerhalb des Reiches verbotenen Orden in die deutschen Schutzgebiete. Je größer die Gunst und die Begünstigung der römischen Missionen, desto sicherer die Unter-

[1]) Zur Abwehr und Verständigung. Offener Brief an Herrn Major v. Wißmann, kaiserl. Reichskommissar. Ein Wort der Erwiderung auf seine Urteile über die Missionen beider christlicher Konfessionen. Dritte Auflage, vermehrt durch eine Besprechung der „Antwort" v. Wißmanns auf den „Offenen Brief". Gütersloh. 64 S. gr. 8. 60 Pf.

stützung der Kolonialpolitik seitens des Centrums. Es wird gegenseitig gehandelt nach dem Grundsatz: do ut des.

Nun ist es überhaupt ein Verhängnis, daß man sich immer mehr daran gewöhnt, religiöse Angelegenheiten unter politischen Gesichtspunkten behandelt zu sehen, ohne daß das christliche Gewissen gegen diese ungeistliche Fremdherrschaft energisch reagiert. Die Kirchenpolitik ist bereits so legalisiert, als ob die politische Behandlung kirchlicher Fragen völlig in der Ordnung wäre. Und nun sind wir seit dem Beginne unserer kolonialen Ära auf dem gefährlichen Wege, gar auch noch eine Missionspolitik zu bekommen. Und zwar nicht bloß in dem eben angedeuteten parlamentarischen, sondern in dem allgemeinen Sinne, daß man die Mission überhaupt den Interessen der Kolonialpolitik bezw. Kolonialwirtschaft dienstbar macht, ja es ihr fast als Tadel anrechnet, wenn sie, wie es doch ihre Berufspflicht ist, ihre religiöse Aufgabe obenan stellt. Sie erinnern sich, daß ein Hauptgrund für das der römischen Mission seitens des Herrn Reichskommissars erteilte Lob darin bestand, sie handle nach dem Grundsatz des erst labora. Die römischen Missionen werden u. a. darum bevorzugt, weil man von ihnen eine bequemere Heranbildung kolonialer Arbeitskräfte erwartet, als von den evangelischen, zumal der „gewisse Zwang", den die Kolonialpolitiker bei der Arbeitserziehung der Eingeborenen angewendet wissen wollen, nicht übel mit der „vollen Gewalt" harmoniert, unter welcher die Patres ihre gekauften Kinder behalten. Lassen wir ganz dahingestellt, ob diese Erwartung eine begründete ist oder nicht; jedenfalls beeinflußt sie ganz wesentlich die Wertschätzung der verschiedenen Missionen, bezw. die Begünstigung oder Nichtbegünstigung derselben. Das Missionsurteil wird nicht davon abhängig gemacht, welche Mission bezw. Missionsmethode am wurzelhaftesten auf die Pflanzung eines schriftgemäßen, gesunden und selbständigen Christentums es anlegt, sondern welche im Sinne der Kolonialpolitiker der größere Kulturfaktor ist, d. h. den kolonialen Interessen am ausgiebigsten dient. Vor einigen Jahren schrieb triumphierend im Blick auf die wachsende Begünstigung des Romanismus in Europa das Hauptorgan der römischen Missionen: „die katholische Kirche erscheint den Führern der Völker als eine große Schule der Unterwürfigkeit."[1]) Wie man mit diesem Sirenengesang z. B. die Rückberufung des Jesuitenordens motiviert als des sichersten Überwinders der sozialen Gefahr, so scheint es nun auch Mode zu werden, die römische Mission als die beste Stütze der kolonialen Bestrebungen zu kanonisieren — lauter Erscheinungen, die in ihrer Bedrohlichkeit sich keineswegs auf die evangelische Mission isolieren, sondern uns Gefahren zeigen, die das gesamte evangelische Christentum angehen. Denn das ist offenbar, daß die Überschätzung der römischen Missionen ebensosehr eine Stärkung des Romanismus überhaupt bedeutet, wie die Geringschätzung der evangelischen Missionen eine Schwächung des Protestantismus. Gewöhnt man sich ferner daran, die Mission wesentlich unter kolonialpolitische Gesichtspunkte und Interessen zu stellen, so wird der verderbliche religionspolitische Zug der Zeit immer mächtiger. Und endlich, je mehr das Urteil der öffentlichen Meinung bezüglich der Missionen verweltlicht, desto mehr verlernt es überhaupt, geistliche Dinge geistlich zu richten. Soweit ich sehe, hat also in der gegenwärtigen Missionskontroverse der Evang. Bund allen Grund zu sagen: mea res agitur, wenn anders er die Lösung seiner Aufgaben an den Wurzeln anfaßt. Durch das entschiedene Eintreten für die evangelischen Missionsgrundsätze leisten wir nicht bloß der evangelischen Mission einen Dienst, sondern wir kämpfen zugleich für die evangelischen Grundwahrheiten.

Dieser Kampf ist umsomehr unsere Pflicht, als leider die Tagespresse in ihrer großen Majorität das römische Rauchfaß lustig mitschwingt. Die Mode ist eine Weltmacht und die Presse eine Modedame, die vor dieser Weltmacht das Knie beugt. Das hat ihr Verhalten in der gegenwärtigen Missionskontroverse auf's eklatanteste bewiesen. Noch niemals haben sich die Zeitungen soviel mit Mission beschäftigt, als in den letzten Monaten. Mir selbst sind bis heute weit über 200 kürzere oder längere Missionsartikel allein der politischen Blätter durch die Hände gegangen. Diese Lektüre hat mir einen geradezu erschreckenden Mangel der Tagespresse sowohl an missionarischer Sachkenntnis, wie an

[1]) Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. 1885. I, 4.

allgemeinem Gerechtigkeitsgefühl und an protestantischem Korpsgeist gezeigt. Jedenfalls ist die Mission, die evangelische wie die katholische, der großen Majorität der Tageslitteraten eine völlige terra incognita; trotzdem haben sie, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, zu einem mißgünstigen Urteil über die evangelische Mission sich für kompetent gehalten und den sachkundigen Vertretern derselben vielfach das Wort abgeschnitten. Es ist dies geschehen teils aus kolonialpolitischer Voreingenommenheit, teils aus Mangel an selbständigem Urteil gegenüber der Autorität eines kaiserlichen Reichskommissars, teils aus Antipathie gegen die evangelische Gläubigkeit, teils aus Verwandtschaft mit dem weltlichen Charakter der römischen Mission. Wie die römische Kirche ein Reich von dieser Welt ist, so trägt auch ihre Mission viel weltliches Gepräge. Ihre kirchliche Prachtentfaltung, ihr sinnenfälliger Kultus, ihre äußerlichen Ceremonien, ihre militärische Disziplin, ihre anmutigen Plantagen, ihre geschickte Arbeitsdressur — das alles übt einen bestechenden Einfluß auf das Urteil evangelisch wenig gefestigter Kritiker, ja es erweckt Sympathien selbst in solchen gläubigen Kreisen, welche auf kirchliche Formen und Organisationen einen übergebührlichen Wert legen. So ist es nicht zu verwundern, daß eine Presse, die im Ganzen vom evangelischen Glaubensgeiste wenig erfüllt und getragen wird, in der vorliegenden Kontroverse die evangelische Mission nicht nur im Stich gelassen, sondern großenteils sich zum Echo des der römischen gespendeten Lobes gemacht hat; deß ganz zu geschweigen, daß sie in naiver Verblendung sich die märchenhaftesten ultramontanen Kuckuckseier ins Nest legen läßt, wie ich im Anhang (I) zu meinem offenen Briefe an Herrn v. Wißmann an einem klassischen Exempel illustriert habe. Nun beherrscht diese Presse zu einem großen Teile die öffentliche Meinung: beeinflußt sie dieselbe zu ungunsten der evangelischen, zu gunsten der römischen Mission, so schädigt sie überhaupt die protestantischen und fördert die katholischen Interessen, ganz gleich, ob ihr dieser Zusammenhang bewußt ist oder nicht. Die Diskreditierung jedes evangelischen Glaubenswerkes in der öffentlichen Meinung übt eine schädigende Rückwirkung auf die Schätzung des evangelischen Christentums. Hat der Evang. Bund offene

Augen für diese Rückwirkung, so muß er auch für die bedrohte evangelische Mission mit aller Energie einstehen, um das irregeleitete öffentliche Urteil über sie zu berichtigen.

Die evangelische Mission ist eines der größten, wenn nicht das größte Glaubenswerk der evangelischen Christenheit unseres Jahrhunderts. Sie hat, wie jedes von fehlbaren Menschen ausgeführte Gotteswerk, ihre Gebrechen, und wir sind weit davon entfernt, sie zu einem idealisierten Gegenstande protestantischen Selbstruhms zu machen. Aber Gott hat sie gesegnet, daß durch ihren Dienst Millionen von Heiden die Thüre des Glaubens aufgethan und auch der Weg zu einer großartigen kulturellen Hebung gebahnt worden ist. Wir dürfen getrost auf sie blicken als auf eine Krafterweisung evangelischen Glaubens, als auf eine evangelische Liebes- und Lebensmacht, die bei aller Schwachheit ihrer Träger die Kritik wohl aushält und sich am wenigsten vor der Vergleichung mit den Resultaten der römischen Propaganda zu scheuen hat. Ein solches Werk darf erwarten, daß ein Evang. Bund, der ausdrücklich zur Wahrung der protestantischen Interessen zusammengetreten ist, als sein Anwalt auftritt, wenn es gegen die römische Mission zurückgesetzt und gar die Annahme römischer Missionsgrundsätze ihm empfohlen wird. Der Kampf für die Ehre der evangelischen Mission ist zugleich ein Kampf für die Ehre der evangelischen Kirche. Und wenn ein großer Teil der Tagespresse in diesem Kampfe uns den Dienst versagt, so haben wir doppelt die Pflicht, Mittel und Wege zu finden, um unser Zeugnis vor der öffentlichen Meinung zur Geltung zu bringen.

Es ist Ihnen ferner bekannt, daß seit Jahrzehnten, sowohl die litterarische Verdächtigung der evangelischen Mission, wie die systematische Eindringung in ihre Arbeitsgebiete ein wesentliches Stück der römischen Aggression bildet. Neben der Reformation wird ultramontanerseits nichts so angegriffen, wie die evangelische Mission. Es ist eine der vielen Verdrehungen, die zu den Fechterkünsten der ultramontanen Polemik gehören, daß der Romanismus sich als das Lamm aufspielt, das nie ein Wässerchen getrübt. Ich konstatiere, daß auf dem Gebiete der missionarischen Aggression Rom den Friedensstörer gemacht hat. Schon Anfang der sechziger Jahre, wo protestantischerseits eine

Polemik gegen die römische Mission überhaupt nicht existierte, begann mit der unqualifizierbar häßlichen Schmähschrift Marshalls der ultramontane Angriff,[1]) der dann von sämtlichen katholischen Missionsorganen aufgenommen und von der Propaganda wie dem Papste offiziell legalisiert worden ist. Seitdem wird die evangelische Mission stehend charakterisiert, als „ein fortwährender Bericht von Habgier, Unmoralität, Weltlichkeit, Verwirrung, Mißlingen“; als „die letzte Geißel des Heidentums“; als „ein schwerer Fluch“, ein „unheilbares Weh“, ein „Gift“, der „Feind alles Guten“; „in ihrer Totalität fast ein einziger wunder Fleck“. „Die protestantischen Missionare können nur den Tod bringen, er liegt in ihrer Luft, unter ihren Füßen, ihre Lippen atmen ihn und ihre Berührung erzeugt ihn“; sie sind „Betrüger“, „Mietlinge ohne Glauben“, „verwandeln die Heiden nur in Atheisten“; „ihr Erfolg ist fast Null, gleich Null, unter Null“; ja Leo XIII. bezeichnet sie als „Verbreiter der Herrschaft des Fürsten der Finsternis“.[2]) Das sind förmliche Scheiterhaufen, auf welchen der Haß des Ultramontanismus die evangelische Mission in effigie verbrennt; es ist nicht möglich, daß der Evang. Bund diesem litterarischen Auto da fé unthätig zusieht.

Aber es kommt noch schlimmer. Entsprechend dieser litterarischen Feindseligkeit handelt Rom auch, indem es sich systematisch in die Arbeitsgebiete der evangelischen Mission, vor allen in die besonders gesegneten, eindrängt, und eine Gegenmission organisiert, die in der Wahl ihrer Mittel nichts weniger als skrupulös ist. Die römische Kirche beansprucht „das ausschließliche Recht der Mission als eine dogmatisch geforderte Konsequenz“ und bezeichnet die protestantische Mission als eine „absurde Inkonsequenz“, als einen sakrilegischen „Eingriff in das Recht der katholischen Kirche“ und folglich die Zerstörung derselben als erlaubt,

---

[1]) Siehe meine Protest. Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission. Gütersloh, 1884/85. Kap. II: Eine „klassische“ Missionsgeschichte.

[2]) Siehe die Quellennachweise a. a. O. Kap. I, II, VII und Flugschriften des Evang. Bundes Nr. 14 u. 25, wo sich zahlreiche weitere Schmähungen dieser Art finden.

ja als eine Pflicht.[1]) Daher wird es ausdrücklich als katholische „Politik“ proklamiert: „in jeder christlichen Niederlassung neben jeder protestantischen eine katholische Schule zu errichten“, und der Papst spricht gegen „alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt“ das „feste Vertrauen“ aus, „sie würden nicht zulassen, daß ihre Bemühungen um die Ausbreitung des Reiches Christi durch den Eifer und die Anstrengungen jener zu schanden werden, welche die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten trachten.“ So wird grundsätzlich und systematisch eine immer umfangreichere und feindseligere Eindrängung in die protestantischen Missionsgebiete organisiert. Man läßt lieber die älteren, eigenen Missionen, auf denen Rom im Besitz der Alleinherrschaft ist, in ihrer Verwahrlosung, um nur recht zahlreiche Kräfte für diese Gegenmission zur Verfügung zu haben.

Ich unterlasse es, die enorme Ausdehnung, welche dieselbe bereits genommen, zu spezialisieren, wie die Mittel zu charakterisieren, die man in Anwendung bringt[2]), und bemerke nur, daß auch mehrere deutsche protestantische Missionen unter der römischen Aggression schwer zu leiden haben, z. B. die Leipziger, die Baseler und ganz besonders die Goßnersche unter den Kols. Nur einige Notizen über die letztere. 1880 drangen die Jesuiten ein, deren Zahl jetzt fast auf c. 40 gestiegen zu sein scheint, während die der protestantischen Missionare noch nicht halb so groß ist. Die Taufen vollzogen sich im Sturmschritt. „Innerhalb weniger Wochen wurden tausende und tausende in den Schafstall der wahren Kirche gebracht“. „Pater Lievens allein hat in weniger als einem Monat 12000 Seelen im Bade der Wiedergeburt gereinigt“. Mitte 1888 zählte man 11291, Mitte 1889 schon 25000 Getaufte und kurz darauf in Loharbaga allein 40000. In weniger als zwei Jahren rühmt man sich 55000 „Bekehrungen“ erzielt zu haben, und hofft daß die Gesamtzahl der katholischen Kols bald 100000 er-

---

[1]) Trippe, die Missionsfrage. Bd. VII, Heft 7 der Frankfurter zeitgemäßen Broschüren.

[2]) Siehe die Protest-Beleuchtung Kap. IX u. Flugschrift Nr. 14.

reichen werde[1]). Sie sehen, das geht flott: nur darf man um Himmelswillen die Mittel nicht prüfen, durch welche diese Dampf- und Parforcebekehrungen zustande gebracht werden[2]). Umstände werden nicht viel gemacht; hat man die Leute nur rein äußerlich im „Schafstalle der wahren Kirche", so ist alles gut, sind sie doch nun der protestantischen Mission sicher entrissen. Das schlimmste ist nicht, daß mehr als tausend unbefestigter protestantischer Kols zum Abfall gebracht worden sind, sondern daß durch die ungeistliche Art des Betriebs dieser ganzen jesuitischen Gegenmission eine förmliche Demoralisation eingetreten und der gute Ruf der Mission überhaupt schwer geschädigt worden ist. Hier sind also ganz speziell deutsch-protestantische Interessen in der allergrößten Gefahr. Es ist bekannt, wie gesegnet die deutsche Kolsmission gewesen ist; auch heute noch zählen ihre Gemeinden 35 000 Seelen. Es ist eine Ehrensache der deutschen evangelischen Christenheit, diese so hart bedrängte Mission viel energischer als bisher zu unterstützen, und es liegt durchaus innerhalb des Programms des Evangelischen Bundes, wenn er an dieser Unterstützung sich aufs kräftigste beteiligt.

Ebensosehr hat der Bund deutsch-protestantische Interessen zu wahren bezüglich der Mission in den deutschen Schutzgebieten. Ich brauche kein Wort darüber zu verlieren, daß die deutsche evangelische Christenheit eine ganz spezielle Missionspflicht gegen diejenigen nichtchristlichen Völkerschaften hat, welche in den Kolonien leben, die unser Vaterland jüngst erworben. Die deutsche evangelische Mission ist viel älter als die deutsche Kolonialära, und es ist selbstverständlich, daß sie ihre alten Missionsgebiete nicht aufgeben oder auch nur vernachlässigen darf, um neue auf den deutschen Schutzgebieten in Angriff zu nehmen. Wohl aber muß die deutsche evangelische Christenheit ihre Missionsleistungen steigern. Es empfiehlt sich nicht, neue Missionsgesellschaften zu gründen, und noch viel weniger, eine staatskirchliche Mission ins

[1]) Katholische Missionen 1890, 107. Mit diesen großen Zahlen stimmen freilich die offiziellen Angaben in den Missiones Catholicae nicht, die pro 1889 für die ganze Kirchenprovinz Kalkutta nur 36 000 catholici angeben.

[2]) Siehe über diese Mittel Allg. Miss. Z. 1889, 257 ff., 1890, 401 ff.

Leben zu rufen; wir haben alle Ursache, uns gerade jetzt vor problematischen Missionsexperimenten zu hüten. Die ganze geschichtliche Entwicklung weist uns vielmehr darauf hin, die älteren, gut organisierten, durch mehr als halbhundertjährige Erfahrungen gereiften Missionsgeschaften durch vermehrte Leistungen in stand zu setzen, die neuen Missionen auf den deutschen Schutzgebieten in ihre Hand zu nehmen. Die Baseler und die Rheinische Mission hat das in Kamerun, Südwestafrika und Neuguinea bereits gethan, die Norddeutsche wird es demnächst im Togolande und die Brüdergemeine und hoffentlich auch die Berliner südafrikanische Gesellschaft in Ostafrika thun. Wie die junge deutsch-ostafrikanische Berliner Missionsgesellschaft aus der jetzigen Krise hervorgehen, ob sie selbständig weiter bestehen, einer älteren Missionsgesellschaft sich anschließen, oder in eine staatskirchliche Mission sich verwandeln wird, darüber bin ich augenblicklich außer stande etwas Gesichertes zu sagen.

Daß auch der deutsche Katholizismus sich an der Missionsarbeit in den deutschen Kolonien beteiligt, muß man ganz in der Ordnung finden. Bis zum Beginn der deutschen Kolonialära hat es eine eigentliche deutsche katholische Mission nicht gegeben. Wohl hat das katholische Deutschland Missionare gestellt und Missionsbeiträge gesteuert; die Zahl der ersteren läßt sich nicht angeben und die letzteren standen jedenfalls weit gegen die Missionsleistungen des deutschen Protestantismus zurück. Pro 1885 brachte das katholische Deutschland kaum 600 000 Mark[1]), das protestantische mehr als 2 Millionen Missionsbeiträge auf. Erst mit der deutschen Kolonialära ist ein neuer Schwung in den Missionseifer der deutschen Katholiken gekommen, zumal seitdem die Antisklavereibewegung in eine römische Missionsbewegung übergeleitet und die Zulassung der Jesuiten in den deutschen Schutzgebieten erwirkt worden ist, eine Konzession, die man wohl als Etappe für die Rückkehr des Ordens ins Reich selbst betrachtete. Leider ist auch dieser neu erwachte katholische Missionseifer nicht frei von anti-protestantischen Konkurrenz-

[1]) Für das Werk der Glaubensverbreitung allein 546 986 Mk.; ca. 150 000 Mk. für andere katholische Missionsvereine dürfte eine reichliche Schätzung sein.

gedanken. In Dar es Salaam haben bereits die Benediktiner neben der protestantischen Mission eine Niederlassung gegründet und in dem kleinen Kamerun ist eine katholische Gegenmission in der Entstehung begriffen. Aber so unschön das ist und so viel Verwirrung es anrichten wird, so empfehlen wir doch nicht, daß etwa staatlicherseits eine Demarkationslinie auf unseren Schutzgebieten gezogen würde, welche die Missionen beider Konfessionen räumlich von einander trennte, weil wir in dieser staatlichen Einmischung nur eine Verschlimmerung des Übels erblicken, ohne daß sie im stande wäre, die Grenzregulierung wirklich durchzuführen[1]. Die römische Konkurrenz bleibt also auch auf den deutschen Kolonien eine Thatsache, mit der wir rechnen müssen.

Diese Konkurrenz wird um so ernster, als der römische Ehrgeiz die größten Anstrengungen macht, die protestantischen Missionen in unseren Schutzgebieten in den Schatten zu stellen, ein Bestreben, dem die Gunst wesentlich entgegen kommt, in welcher die katholische Mission bei den meisten unserer Kolonialpolitiker zur Zeit steht. Irre ich nicht, so werden in kurzem vier neue Missionshäuser da sein, welche römische Missionare wesentlich für die deutschen Kolonien ausbilden. In Ostafrika sind von Anfang Juli dieses Jahres an 47 neue römische Missionare eingetroffen, von denen allein 15 Brüder und Schwestern für Dar es Salaam bestimmt sind. Vor einiger Zeit ging die Notiz durch die Blätter, daß binnen Jahr und Tag 400 römische Missionare für Ost- und Centralafrika bereit stehen würden; subtrahiert man von dieser rhetorischen Hyperbel auch mehr als die Hälfte — sicher ist, daß eine gewaltige Schar römischer Missionare auch für die deutschen Kolonien in Aussicht steht. Über was für massenhafte Kräfte, wenn sie will, die römische Propaganda verfügt, mögen Sie aus der Thatsache ersehen, daß in der vor etwa fünf Jahren in der englischen Kolonie Natal gegründeten Missionsniederlassung der Trappisten 205 Mönche und 155 Nonnen stationiert sind[2]. Das sind redende Zahlen, die der evangelischen deutschen Christenheit zurufen: wache auf, die du

[1] Siehe die Begründung in der betr. Eingabe an den Reichskanzler A. M. Z. 1890, S. 327.

[2] Bohemia Nr. 154 vom 7. Juni 1890.

schläfst; und will der Evangelische Bund ein treuer Eckart des deutschen Protestantismus sein, so muß er ihm jetzt das Missionsgewissen wecken helfen. Der Missionsworte sind genug gewechselt seit Beginn der deutschen Kolonialära, auch an Ratgebern hat es nicht gefehlt; aber Missionsthaten sind den schönen patriotischen und kulturenthusiastischen Redensarten bis jetzt nicht viele gefolgt. Vielleicht gefällt es Gott, den römischen Missionseifer mit allem was drum und dran hängt, als ein Mittel zur Aufrüttelung des deutschen Protestantismus zu gebrauchen, daß er wirkliche Missionsopfer bringt, und so die Missionsgesellschaften zu neuen Unternehmungen auf den deutschen Schutzgebieten ermutigt. Verstehe ich die Aufgabe des Evangelischen Bundes recht, so ist er berufen, ein Werkzeug zu solcher Aufrüttelung der deutschen evangelischen Christenheit zu werden.

Durch die ganze Situation, in der sich der Protestantismus gegenwärtig befindet, läutet Gott die Bußglocke. Alle großen Aktionen auf dem Gebiet des Reiches Gottes beginnen mit Buße, nicht bloß mit der Bußpredigt, sondern mit der Bußthat. Auch die gegenwärtige Missionskrisis darf uns nicht als Pharisäer erfinden, sondern als Leute, die zur Buße bereit sind. Die deutsche evangelische Christenheit hat bis heute die Mission viel zu wenig gepflegt, die große Majorität ihrer Glieder hat ihr indifferent, wenn nicht unfreundlich gegenüber gestanden. Missionsunkenntnis, Missionsvorurteil, Missionsträgheit ist noch immer weit verbreitet. Von der Großartigkeit der gegenwärtigen evangelischen Mission, ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung und ihrer vielseitigen Rückwirkung auf das Leben der heimatlichen Kirche haben die weiten Kreise des deutschen Protestantismus fast keine Ahnung. Wir müssen den Mut haben, diese Thatsache mit Beschämung zu bekennen, die Schuld bei uns selbst zu suchen und dann mit Energie an die Besserungsarbeit zu gehen. Ja, an die Arbeit. Mit bloßen Klagen wird ebenso wenig ausgerichtet, wie mit der bloßen Kritik und der bloßen Polemik.

Und worin besteht die Arbeit? Zunächst darin, daß wir durch Wort und Schrift Kenntnis von der Mission und Verständnis für sie in den evangelischen Gemeinden verbreiten. Ich rede jetzt nicht davon, was in

dieser Richtung den Pastoren und Professoren obliegt[1]), sondern nur, was der Evang. Bund thun kann. Er kann in seinen Zweigvereinen der Sache der Mission ein Gastrecht, ja ein Heimatrecht gewähren, wenn er ihr in denselben jährlich einige Vorträge widmet. Die Missionsstunden werden erfahrungsmäßig meist nur vor kleineren Kreisen gehalten und die Missionsfeste sind zu selten, als daß sie für die Verbreitung einer allgemeineren Missionskenntnis genügen könnten. In den Versammlungen unserer Zweigvereine haben wir ein großes Männerpublikum vor uns; interessieren wir dasselbe durch gediegene Vorträge für das große Werk der Ausbreitung des Christentums. Die Mission ist einer der inhaltreichsten, vielseitigsten, fesselndsten Gegenstände, die es überhaupt giebt; wird sie in sachkundiger Weise behandelt, so dient sie zugleich zu einer wesentlichen Belebung unserer Zweigvereine. Man ist wohl hier und da in einiger Verlegenheit um Stoffe für Vortrags- und Besprechungsgegenstände in den Vereinsversammlungen; nun, die Mission bietet solche Stoffe in fast unerschöpflicher Menge, verwerten wir sie für unser Vereinsleben. Der Gewinn ist ein doppelter. Wir leisten nicht bloß der Mission einen großen Dienst, sondern die Mission leistet dem Evang. Bunde einen Gegendienst, der fast noch größer ist. Doch darauf komme ich am Schluß zurück. Freilich, sollen diese Vorträge fesseln, unterrichten, und mehr als das, sollen sie für die Mission erwärmen, begeistern, und aus den Hörern Thäter machen, so müssen sie überzeugungskräftig und sachlich gehaltvoll sein. Mit bloßen oberflächlichen, allgemeinen Schilderungen oder gar mit rhetorischen Überschwänglichkeiten wird mehr geschadet als genützt. Ich habe manchen Missionsvortrag in meinem Leben gehört, aber von verhältnismäßig nur wenigen den Eindruck bekommen, daß der Vortragende von der Mission etwas gründliches weiß. Auch unter vielen von denen, welche beredte Missionsfreunde sind, ist die wirkliche Missionssachkenntnis nur mäßig vertreten. Ich unterlasse es, Beweise dafür anzuführen, weil es zu demütigend ist; aber der Ernst

[1]) Vergl. hierüber meine Belebung des Missionssinnes in der Heimat. Gütersloh 1878. Der Pastor als Arbeiter für die Heidenmission. A. M. Z. 1880, S. 49. Und: das Studium der Mission auf der Universität. Gütersloh 1877.

der Lage gestattet nicht, es zu verschweigen. Wir müssen uns vor allen Dingen selbst mit der Mission mehr beschäftigen, wenn wir Lehrer, Verteidiger, Werber für dieselbe werden wollen. Auch die Missionskenntnis fliegt niemandem von selbst zu, man muß sie sich erarbeiten. Wer nichts hat, kann auch nichts geben, und wer nicht arbeitet, der hat nichts. Phrasen sind freilich wohlfeil zu haben, aber sie überzeugen weder, noch wecken sie Leben.

Zu dem mündlichen Missionszeugnis in unseren Vereinsversammlungen muß aber auch eine organisiertere Missionsbelehrung in der Presse treten, um so mehr, als die politische Tageslitteratur, wie bereits konstatiert worden ist, in ihrer großen Majorität der evangelischen Mission mildest ausgedrückt eine unzuverlässige Vertretung gewährt. Der Ultramontanismus befindet sich in dieser Beziehung uns gegenüber in dem ungeheueren Vorteile, eine eigene, ausgebreitete und wohldisziplinierte Tagespresse zu besitzen; ich glaube, daß die Erfahrungen, die wir jetzt wieder gemacht haben betreffs der Haltung der protestantischen Presse, dem Evang. Bunde doch die Erwägung nahe legen müssen, ob nicht auch wir genötigt sind, uns eigene kleinere und größere Preßorgane zu schaffen. Wir dürfen ja nicht müde werden, die Gewinnung eines Einflusses auf die vorhandene Tagespresse fort und fort zu versuchen und an ihr protestantisches Ehrgefühl wie an ihren Gerechtigkeitssinn zu appellieren, aber bis jetzt ist es eine Sisyphusarbeit gewesen, die verhältnismäßig wenig Erfolg gehabt hat. So bleibt uns vorläufig nichts übrig, als unser Organ, die „Kirchl. Korrespondenz“, noch häufiger als es bereits bisher geschehen ist, nicht bloß für die Missionspolemik und Missionsapologetik, sondern zu fortlaufenden positiven Mitteilungen aus der Arbeit der evangelischen Mission zu benutzen. Auch die Flugschriften des Bundes sollten in jedem Jahrgange wenigstens eine Nummer einem Missionsgegenstande widmen.

Es ist schon etwas erreicht, wenn wir so durch Wort und Schrift zur Vermehrung der Missionskenntnis beitragen, sei es auch nur innerhalb der Kreise unseres Bundes; denn was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Aber so wahr dieses Sprüchwort ist, so giebt es doch leider auch manche Kenntnis, und zwar gerade auf dem religiösen Gebiete, die

nicht heiß macht, sondern kalt und unfruchtbar läßt. Darum müssen wir unserer Arbeit zur Verbreitung der Missionskenntnis eine praktische Spitze geben, welche auf die thatsächliche Unterstützung der Mission gerichtet ist. Gerade auch in bezug auf das gesprochene und geschriebene Missionswort gilt die Mahnung der Schrift: Seid aber Thäter des Wortes und nicht Hörer allein, sonst betrüget Ihr Euch selbst.

Dann aber wird die Missionskenntnis praktisch, wenn sie zum Opfersinn erzieht. Eingedenk der Erfahrung, daß gemeiniglich sehr wenig erreicht, wer zuviel verlangt, begnüge ich mich, an die Missionspflicht des Evang. Bundes in dieser Beziehung die eine Forderung zu stellen: seine Mitglieder geben zu lehren. Das Geben ist eine wichtige Seite des praktischen Christentums, und die nächstliegendste That für die Mission besteht darin, daß Beiträge für sie geleistet werden, und zwar Beiträge, die keine Brosamen sind, sondern einigermaßen im Verhältnis zur Größe des Werkes stehen. Wir müssen lernen und lehren, ein weltumfassendes Werk, wie die Mission, mit einer gewissen Noblesse im Geben zu behandeln. Ob diese Beiträge sofort gesammelt werden in denjenigen Vereinszusammenkünften, in welchen die Missionsvorträge stattfinden, was vielleicht am praktischsten ist, oder ob man etwa jährlich einmal eine besondere Missionskollekte veranstaltet, oder auffordert, die Gaben direkt den Missionsvereinen zuzustellen — darüber dürfte völlige Freiheit zu lassen sein. Solche Freiheit muß auch bestehen rücksichtlich der Wahl der Missionsgesellschaft, welcher die Missionsbeiträge der Bundesmitglieder überwiesen werden. Der Evang. Bund als solcher kann sich aus leicht ersichtlichen Gründen durchaus nicht mit einer bestimmten Missionsgesellschaft identifizieren. Die geschichtlichen Traditionen, die lokalen Verhältnisse und die augenblicklichen Bedürfnisse müssen bei der Beitragsverteilung maßgebend bleiben. Nur möchte ich den letzteren eine spezielle Berücksichtigung empfehlen, etwa in der Weise, daß der Bund die Unterstützung derjenigen Missionen sich besonders angelegen sein läßt, die durch die römische Konkurrenz bedroht sind, und die in den deutschen Schutzgebieten arbeiten.

Nun wird aber mit Geld allein keine Mission getrieben; hier müssen noch ganz andere Kräfte in Wirksamkeit treten.

Was vor allem gebraucht wird, das sind Menschen, mit dem heiligen Geist erfüllte, im evangelischen Glauben gewurzelte, von der Liebe Christi gedrungene, selbstverleugnungsvolle, opferwillige Persönlichkeiten, die mit einer gesunden Bildung praktisches Arbeitsgeschick verbinden.

Solche Persönlichkeiten lassen sich mit keinem Gelde kaufen; wir müssen sie erbeten, daher das Generalgebot: bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Denn die gottgegebenen Männer sind auf jedem Gebiete christlicher Thätigkeit die fruchtbaren und gesegneten Arbeiter. Das ist eine ganz elementare christliche Wahrheit, aber ich fürchte, wir vergessen sie zu viel: wir beten zu wenig. „So ermahne ich nun," schreibt der größte unter allen Arbeitern Gottes, „daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung." Die Gebete der Gläubigen sind wie in der apostolischen Zeit so auch heute die vermögensten Mächte, welche das Reich Gottes bauen und für die Sache des Herrn kämpfen helfen. Damit treten wir aus dem Vorhof ins Heiligtum; aber wir müssen im Heiligtum stehen, wenn wir für das Heilige Thaten thun wollen. Und das ist der Segen ernster Arbeit für die Mission, daß sie ins Heiligtum führt. Wenn je, so muß man gegenüber der ungeheuren Größe und Schwierigkeit dieses Werks mit der Wahrheit erkennen: mit unsrer Macht ist nichts gethan, um dann im Gefühl der eigenen Ohnmacht durch das Gebet des Glaubens die Allmacht Gottes in Bewegung zu setzen. Ohne dieses Gebet des Glaubens giebt es keine gesegnete Missionsarbeit, wenn der menschlichen Künste auch noch so viel ins Werk gesetzt werden.

Der evangelische Bund wird ein Segen für die evangelische Mission, wenn er für sie zeugt, für sie sammelt, für sie betet; aber die evangelische Mission vergilt diesen Dienst, indem sie wiederum ein Segen für den evangelischen Bund wird. Und zwar nicht bloß dadurch, daß sie ihm hilft, sich immer tiefer zu gründen in dem lebendigen Glauben, in welchem allein die Wurzeln unserer Kraft liegen und der allein die Verheißung des Sieges hat, welcher die Welt überwindet, sondern auch dadurch, daß sie ihn überhaupt kräftigt durch die Anteilnahme an einer bestimmten

Bauarbeit. Wir sind ja leider gezwungen, Polemik, sogar viel Polemik zu treiben, aber wir können von der Polemik nicht leben. Unser himmlischer Meister nennt es seine Speise, daß er thue den Willen deß, der ihn gesandt hat und vollende sein Werk. So liegt auch für den einzelnen Christen wie für die gesamte Kirche Gesundheit und Leben in dem thätigen Gehorsam, den sie üben. Jedes Wort Gottes, das wirklich geglaubt und gethan wird, das geht in uns über, verwandelt sich sozusagen in unser eigenes Fleisch und Blut, und wird so zur Nahrung. Jede positive Bauarbeit steigert die geistliche Kraft und jede Kraftstärkung ist Lebensstärkung. So ist speziell auch die Ausführung des Missionswillens Gottes eine positive Gehorsamsthat, die Speise für die Kirche geworden ist, indem sie das religiöse Leben derselben mächtig gestärkt hat.[1]) Die Einnahme, welche die heimatliche Kirche von der Heidenmission zurück bezogen hat, ist größer, als die Ausgabe, die sie für dieselbe geleistet. Der Missionsbefehl ist auch eines von den durch den Mund Gottes gegangenen Worten, von denen es heißt: der Mensch lebt davon. Die Kirche lebt davon, daß sie Mission treibt. Ihre Wurzeln sind erstarkt, indem sich ihre Zweige ausbreiteten. Wie die Heidenmission herausgewachsen ist aus einem thatkräftigen Glaubensleben, so ist sie wiederum die fortgehende Erweckerin und Pflegerin eines lebendigen Christentums geworden.

Nimmt der Evangelische Bund die Arbeit für die Heidenmission in seine Thätigkeit auf, so wird sie auch ihm ein Segen werden. Es ist seine Aufgabe, die evangelische Kirche stärken zu helfen gegenüber der wachsenden römischen Aggression. Die bloße polemische Abwehr, so unentbehrlich sie ist, genügt dazu nicht; die evangelische Kirche muß gebaut werden, wenn sie Rom widerstehen und noch mehr, wenn sie Rom überwinden soll. Die beste Schutzwehr gegen alle römischen An- und Übergriffe daheim wie draußen auf dem Missionsgebiet ist die innere Stärke und Festigkeit der evangelischen Gemeinden. Ist der Gesamtorganismus des Leibes widerstandsfähig, so ist er am geschütztesten gegen die Macht der Krankheit; er wird aber widerstandsfähig wesentlich

[1]) Siehe den Nachweis in der A. M. Z. 1881, S. 145: die Rückwirkungen der Heidenmission auf das religiöse Leben der Heimat.

durch Arbeit und gesunde Speise. Die Missionsthätigkeit ist beides: Arbeit und Speise! sie stärkt, kräftigt, gründet den Evangelischen Bund, und der Bund stärkt, kräftigt, gründet durch sie die evangelische Kirche. Auch das Himmelreich hat seine Naturgesetze: wer da hat, dem wird gegeben, und wer giebt, dem wird gegeben. Nur das Pfund, das durch Umsatz praktisch verwendet wird, trägt Zinsen und nur der Knecht wird über Städte gesetzt, der mit dem ihm anvertrauten Pfunde für seinen Herrn gehandelt hat. Gott helfe dem Evangelischen Bunde, daß er immer mehr ein solcher Knecht werde und die gesamte evangelische Kirche zu einem solchen Knechte machen helfe, und segne dazu auch die praktische Arbeit, welche er für die evangelische Mission thut.



Wegweiser zur Seligkeit.

Ein evangelisches Unterrichts- u. Erbauungsbuch für alle Stände

von

Ewald Dresbach,

Pastor in Halver in Westfalen.

Das 30 Bogen starke Buch kostet in Oktavformat **elegant und dauerhaft in Leinwand gebunden** ☛ **nur 3 Mark.** ☚

Stimmen der Presse:

Die Post: „Was hier geboten wird, ist Hausmannskost, frei von jeder einseitigen kirchlichen Richtung, und eben darum gleich geeignet für gebildete Kreise wie für den gemeinen Mann zur Erbauung wie zur Förderung der christlichen Erkenntnis."

Die Hohenzollern

unter der

Fahne des evangelischen Glaubens

und der

volksfreundlichen Sozialreform

von

Julius Werner.

Preis 1 Mark.

Stimmen der Presse:

„Leipziger Zeitung": Man könnte die in patriotisch-begeistertem Sinne abgefaßte Schrift als eine kurze, aber durchaus zutreffende Erklärung zu der Behauptung bezeichnen, daß Preußens Könige zu allen Zeiten das gewesen sind, was wir jetzt sozialreformatorisch nennen, d. h. daß sie ihren besonderen Ruhm auch darin gesucht haben, Notstände und Übelstände des Volkslebens namentlich auch in den niederen Schichten zu erkennen und zu heben, soweit sie vermocht haben. So hat der große Kurfürst gewirkt durch seine Kanalbauten und seine Schutzzölle, so der erste König von Preußen durch seine weitgreifende Fürsorge für allerhand Industrie und Kolonisation, auf welchem Gebiet Friedrich der Große durchaus in seinen Bahnen wandelte, so Friedrich Wilhelm III. durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Beförderung der Städtefreiheiten und Gründung des Zollvereins. Und was die Kaiser aus dem Hohenzollernhause sozialpolitisch gewirkt haben, das ist in aller Munde. Daneben stellt der Verfasser die Zeugnisse von der evangelischen Bekenntnistreue fast aller dieser Herrscher. So erwartet er denn von der sozialen Monarchie die Rettung Deutschlands aus sozialer Not, und soll diese Rettung kommen, so ist sie gewiß auch von keiner anderen Seite zu erwarten, wenn auch vielleicht nach schweren Kämpfen. Besonders wohlthuend ist des Verfassers gerechtes Urteil über den vielverkannten Friedrich Wilhelm IV., diesen geistvollsten und am wenigsten mit Erfolg gesegneten Fürsten aus dem berühmten Herrscherhause.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

II. Reihe (Heft 13—24) zusammengenommen 2 M.

13. (II. Reihe, 1) Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pastor an der Michaeliskirche in Erfurt. (30 Pfg.) 14. (II. Reihe, 2) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 15. (II. Reihe, 3) Die Behandlung der sozialen Frage auf evangelischer Seite. Ein Bitt- und Mahnwort. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (20 Pfg.) 16. (II. Reihe, 4) Piedigrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th. Trede, Pfarrer in Neapel. (15 Pfg.). 17. (II. Reihe, 5) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum. Von D. G. Warneck. (35 Pfg.) 18. (II. Reihe, 6) Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kath.-kaufm. Vereine Deutschlands und eine „öffentliche Aufforderung" der „Germania". Zwei Nachspiele der Thümmelschen Religionsprozesse. Zur Kennzeichnung neujesuitischer Polemik herausgegeben von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. (30 Pfg.) 19. (II. Reihe, 7) Was würde uns ein vollständiger Sieg Roms kosten? Von G. Blume in Köthen (Anhalt). (25 Pfg.) 20. (II. Reihe, 8) In der Rüstkammer. Von Brüggemann, Pfarrer in Kettwig. (15 Pfg.) 21. (II. Reihe, 9) Die soziale Organisation des römischen Katholizismus in Deutschland. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (25 Pfg.) 22. (II. Reihe, 10) Luther vor und in seinen Thesen. Von Dr. G. Weicker, Gymnasial-Direktor in Stettin. (10 Pfg.) 23. (II. Reihe, 11) Aus der Duisburger II. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. (25 Pfg.) 24. (II. Reihe, 12) Der Evangelische Bund und die Toleranz von Lic. Dr. Thönes, evang. Pfarrer zu Lennep und z. Z. Vorsitzendem des Vorstandes des Rhein. Hauptvereins des Evang. Bundes. (25 Pfg.)

III. Reihe (Heft 25—36) Abonnementspreis 2 Mk.

25. (III. Reihe, 1) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung. Von D. G. Warneck (25 Pfg.) 26. (III. Reihe, 2) Luther und Ignatius von Loyola. Von Gymnasial-Dir. Dr. Weicker in Stettin. (10 Pfg.) 27. (III. Reihe, 3) Römische Missionspraxis auf den Karolinen. Von Pastor Fritz Fliedner in Madrid. (15 Pfg.) 28. (III. Reihe, 4) Die römisch-katholischen Ansprüche an die preußische Volksschule. Beleuchtet von Willibald Beyschlag. (20 Pfg.) 29. (III. Reihe, 5) Wundersucht und Wunderscheu. Von Dr. Fr. Danneil, Pastor in Jersleben. (10 Pfg.) 30. (III. Reihe, 6) Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika. Von Dr. Bärwinkel, Pfarrer an der Regler Kirche und Vorsitzender des evangelischen Ministeriums in Erfurt. (15 Pfg.) 31. (III. Reihe, 7) Können wir trotz der Kampfesziele unseres Bundes mit den deutschen Katholiken in Frieden leben? Vortrag von Oberlandesgerichtsrat Drache in Naumburg a. S. (15 Pfg.) 32. 33. (III. Reihe, 8, 9) Die religiöse Erziehung der Kinder nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und Abänderungsvorschläge. Von R. Drache, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. (Preis 60 Pf.) 34. 35. 36. (III. Reihe, 10. 11. 12.) Aus den Verhandlungen der III. Generalversammlung des Evang. Bundes zu Eisenach, 30. Sept. bis 3. Okt. 1889. (Preis 20, 25 und 20 Pfg.)

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erschienenen Schriften den Herren Verfassern.

Die **Flugschriften des Evangelischen Bundes** erscheinen in **Heften**; 12 Flugschriften bilden eine Reihe.

Man **abonniert** auf die **Reihe von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger.

Jede Flugschrift wird nach wie vor **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft.

An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagsbuchhandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exemplaren dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Verzeichnis
der
Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Reihe (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Was hat das evang. Schwaben dem Gesamt-Protestantismus zu bieten und was von ihm zu empfangen?

Von
D. F. Nippold.

> Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert. So jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll. So aber Jemand Gott liebt, derselbige ist von ihm erkannt.

Hochverehrte Glaubensgenossen!

Das bekannte Bibelwort, an das ich eben anknüpfte, hat sich mir immer wieder aufs neue aufgedrängt, wenn ich mir die gewichtige Doppelfrage vergegenwärtigte, auf die ich heute mit Ihnen zusammen eine bescheidene Antwort suche. Das evangelische Schwaben erwartet etwas vom evangelischen Bund, es hofft etwas zu empfangen. Von hier sind im Grunde bereits die ersten Anregungen ausgegangen, aus denen der sich stetig mehr Bahn brechende Gedanke unserer inneren Einigung erwuchs. Als die Ergebnisse jener Maulwurfsgänge immer unzweideutiger hervortraten, welche die staatliche Beamtenschaft aus den Gegnern unserer Kirche zu rekrutieren versuchten, und es sich darum handelte, dem Mundtotmachen dieser echt jesuitischen Geheimwege ein Ende zu machen, da kam aus dem deutschen Süden die Frage zu den Brüdern im Norden: Könnt ihr uns nicht die Möglichkeit bieten, vor der Oeffentlichkeit zu Worte zu kommen? Der Erfolg liegt zu Tage in den bedeutsamen grünen Heften, den Vorläufern der Flugschriften unseres Bundes. Als dann die vertraute Versammlung in Erfurt tagte, wo die Vertreter unserer verschiedenen Richtungen mit einander rangen, wie in dem Gebetskampfe Jakobs: „Wir lassen euch nicht, ihr segnet uns denn“, da war es eine beredte Stimme aus Württemberg, die auch denen, welche noch kein Vertrauen zu einander gewonnen hatten, den gemeinsamen Friedensgruß

brachte. Als dann weiter nach den mancherlei Schwierigkeiten und Bedenken, die zumal aus der damaligen politischen Sachlage erwuchsen, Hand ans Werk gelegt werden sollte, um zunächst der Tagespresse eine unabhängige kirchliche Korrespondenz zuzuführen, da war es ein württembergischer Landpfarrer, der alsbald die Hand an den Pflug zu legen bereit war. Als endlich in Frankfurt der ernste Moment kam, wo allerseits die Hände in einander gelegt werden sollten, da war es neben dem letzten öffentlichen Bekenntnis des edlen Riehm, welches uns allen ein heiliges Vermächtnis bleibt, ein ergreifendes Laienwort aus Süddeutschland, welches die Stiftung des Bundes besiegelte. In unserm fröhlichen Beisammensein aber war schon damals jene mutige Parole von der kirchlichen Mainbrücke erklungen, der gegenüber noch aus dem kühleren Norden an die mancherlei Brückenformen erinnert wurde. Und wie viel wäre dem noch beizufügen von der Begründung unseres ersten Diakonissenhauses auf schwäbischem Boden, von den mancherlei Stimmen für und wider, unter denen eine gewichtige Stimme wider den Bund zu unserer Freude sich bald zu einer für ihn gestaltete, und so manches andere. Doch genug zum Belege, daß im evangelischen Schwaben sich ein mächtiges Bedürfnis geregt hatte, welches von unserem Bunde seine Befriedigung erwartete, durch ihn etwas allerseits in seiner Notwendigkeit Erkanntes erhoffte.

Dessen ungeachtet aber, als ich mir die Frage stellte: Was erwartet ihr? Was wollt ihr empfangen? da verwandelte sich die Antwort immer wieder in die Gegenfrage: Seid ihr es nicht selber, die uns das Beste von dem geben, was wir alle bedürfen? Und für die eine wie für die andere Frage fand sich stets nur die eine Lösung, die mir schließlich gewissermaßen zum Text wurde.

„Die Liebe bessert. So jemand Gott liebt, derselbige ist von ihm erkannt.“ Es sind reiche geistliche Gaben und himmlische Güter, die unserer durch die Liebe gebesserten und darum von Gott erkannten Kirche durch seine Gnade verliehen sind. Es sind ihrer unendlich viel mehr, als der gelehrteste Historiker zu überschauen vermag. Denn sie sind eben nicht auf dem öffentlichen Marktplatz zur Schau ausgestellt, sondern in der Stille des Kämmerleins erwachsen.

In der Erfüllung jener apostolischen Verheißung aber lag zum andern die gleichzeitige Warnung beschlossen vor dem, worin wir selber gefehlt hatten, wodurch wir von unserer erträumten Höhe herabgesunken waren. Denn auch für uns ist mit der Verheißung der ernste Bußruf untrennbar verbunden: „Das Wissen bläset auf. So jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll.“

Oder paßte nicht gerade dieses Wort so ganz besonders auf unsere Erfahrungen in dem verhängnisvollen sogenannten Kulturkampfe? Wir waren unserer Zukunft so sicher gewesen im Vertrauen auf unsere eigene Kraft: auf die aus dem evangelischen Teile unseres Volkes erwachsene stolze Philosophie, auf unsere klassische Nationallitteratur, auf unsere blühende Kunst. Als uns dazu noch die heißersehnte nationale Einigung vergönnt war, unter dem ersten deutschen Kaiser evangelischen Bekenntnisses, da kannte unser Selbstvertrauen kein Maß mehr. Eben darum aber kam jene schwere Heimsuchung über uns, die zugleich über alle anderen Länder das gleiche Verhängnis brachte. Denn je höher wir standen, um so schwerer war die Tragweite unserer Niederlagen. Die genugsam bekannte offiziöse Presse jener Tage aber wagte jede neue Niederlage zu einem neuen Siege zu stempeln. Doch — lassen wir diese traurigen Erfahrungen heute bei Seite. Es sei genug an dem, daß sie uns wieder das unverrückbare Vorbild unserer Kirche vor Augen gestellt haben: in dem, der nicht gekommen war sich dienen zu lassen, sondern zu dienen.

So haben wir uns denn einmütig zusammengefunden und leben der Hoffnung, daß aus jener kirchlichen Heimsuchung eine ähnliche Frucht heranreife, wie wir sie im politischen Leben aus einer gleichartigen Heimsuchung erwachsen sahen. Denn in Kirche und Staat gilt das gleiche Naturgesetz des Himmelreichs wie im Leben des einzelnen Gläubigen, daß „jede Züchtigung, wenn sie da ist, uns Traurigkeit dünkt, daß sie aber hernach eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit giebt für diejenigen, die dadurch geübet sind.“ Diese Frucht also ist es, nach der wir nun ausschauen wollen, und zwar zunächst in demjenigen, was das evangelische Schwaben dem Gesamtprotestantismus zu bieten hat.

I.

Suche ich's in ein einzelnes Wort zusammenzufassen, was die reiche Vergangenheit und die reichere Gegenwart der württembergischen Kirche uns andern darbieten, so erscheint wohl kein anderes Bild passender, als dasjenige der Einigung selbständig neben einander erwachsener, selbständig neben einander hergehender Individualitäten. Wir begegnen diesen selbständigen Individualitäten, im Gegensatz sowohl wie im Ausgleich, schon in der Reformationszeit. Der gleiche Entwickelungsprozeß setzt sich fort in den verschiedenen Phasen der Orthodoxie, des Pietismus, des Rationalismus, welche hier nicht nur wie anderswo einander bloß abgelöst haben, sondern jede für sich neben den andern bestehen geblieben sind. Wir haben endlich die gleiche Erscheinung vor uns in der buntfarbigen Gestaltung sowohl des kirchlichen Lebens wie der wissenschaftlichen Theologie im 19. Jahrhundert.

1. Der Unionsgeist der evangelischen Kirche Württembergs — so war seiner Zeit ein Aufsatz überschrieben in einem der älteren Jahrgänge der Gelzerschen Protestantischen Monatsblätter — dessen Inhalt mich in meinen Studienjahren außerordentlich anregte. Da war der Nachweis geführt: eine kirchenregimentliche Union, eine auf Kabinetsordres des Landesfürsten gestützte Uniformierung des kirchlichen Lebens kennt Württemberg nicht. Eben deshalb ist es verschont geblieben von den Kämpfen über Union und Konfession, welche die preußische Kirche verwüstet und den in einem Teile derselben vorhandenen Unionsgeist mehr gehemmt wie gefördert haben. Aber von Anfang an hat in Schwaben gerade wie am Rhein das lutherische und das reformierte Element neben einander gestanden und sich gegenseitig befruchtet.

Es wäre eine überaus verlockende Aufgabe, es im einzelnen vorzuführen, wie seit Brenz' und Blarer's Tagen, seit der vorwiegend von Zürich aus beeinflußten reichsstädtischen Reformation und der der Rückkehr Herzog Ulrichs in sein Herzogtum folgenden Wittenberger Kirchenorganisation, die beiden Formen des altkirchlichen Protestantismus hier auf einander eingewirkt haben. Es lohnte sich, zumal in den

Fußtapfen Keims (des hier nicht minder als um das Leben Jesu und die alte Kirchengeschichte verdienten Forschers), die Reformationsblätter von Ulm und von Eßlingen der Reihe nach aufzuschlagen, oder dem von ihm gewissermaßen neu entdeckten, im Bauernkrieg verschollenen Prädikanten Kettenbach Gehör zu schenken in seiner „Vergleichung unseres allerheiligsten Herrn und Vaters Papst mit dem seltsamen und fremden Gast in der Christenheit, genannt Jesus.“ Es sind hochcharakteristische Stücke Janssenscher Verkehrung der Geschichte in ihr Gegenteil, welche die wertvolle Bossertsche Gabe des Vereins für Reformationsgeschichte über „Württemberg und Janssen“ an den Pranger gestellt hat. Und nun gar die prächtig aufblühenden Lokalstudien, die uns oft geradezu in eine untergegangene Welt wieder einführen. Denn zugleich gehen hier mehr als irgendwo sonst auch die nachmals zurückgedrängten Nebenströmungen in der gemeinsamen Erneuerung des Evangeliums neben den landeskirchlichen Neubildungen einher: die ernstgesinnten Täufer, die adligen Genossen Schwenkfelds, die Vertrauten des als echter Historiker seiner Zeit vorausgeeilten Sebastian Frank. Ja auch weiterhin sind die inneren Gegensätze der protestantischen Entwickelung hier in kräftigen Persönlichkeiten repräsentiert geblieben: in so echt schwäbischen Charakterköpfen wie dem verketzerten Osiander und dem höfischen Jakob Andreae, nachmals von ihrem Landsmanne Planck beide naturgetreu portraitiert. Und ist nicht auch das ein echt schwäbischer Charakterzug, welcher die Stammbäume dieser Familien in allen ihren Verzweigungen so sorgsam bis auf die Gegenwart vererbt werden ließ, so daß wir in den verschiedenen Generationen der Osiander zugleich eben so viele Typen der einander ablösenden Zeittheologieen vor uns haben und in dem mystisch sinnigen Johann Valentin Andreae die Ergänzung zu dem Schöpfer der Konkordienformel?

Es fällt mir wirklich schwer, wenn mein Blick auf dieser stolzen Ahnengallerie unseres deutschen Protestantismus ruht, Sie nicht bitten zu dürfen, wenigstens vor der einen und andern dieser hehren Gestalten einige Minuten mit mir zu verweilen. Mehr noch als alle Theologen des Zeitalters des 30jährigen Krieges und der konfessionellen Streittheologie zieht uns aber der fromme Naturforscher Johann Kepler

an: dieser recht eigentliche Konfessor des evangelischen Glaubens vor der papalen wie vor der orthodoxistischen Hierarchie, und zugleich das erhebendste Vorbild unserer eigenen höchsten Zukunftsaufgabe in der vollen Harmonie zwischen Wissen und Glauben. Mit dem Keplerdenkmal ist es jedoch nicht genug, wenn die württembergischen Historiker nicht auch die Kepler-Studie des Grazer katholischen Theologen Schuster, welche die bei uns übliche Selbstzerfleischung wieder äußerst geschickt zu verwerten versteht, gründlich beachten. Kepler's Leben ist ja zugleich so recht ein typisches Bild aus der Geschichte des Martyriums der Nachfolge Christi.

Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

So das vielgenannte Epigramm über den Astronomen, der wirklich das Vorbild jener Standhaftigkeit gab, welche die Legende dem Galilei zuschreibt. Aber auch Goethe hat an Personen wie ihn gedacht in dem nicht minder bekannten Vers:

Die Wenigen die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Die ihr Gefühl, ihr Schaun dem Pöbel offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Thöricht genug! Es sind die Thoren gewesen, von welchen das Evangelium lehrt, daß die Thorheit bei den Menschen Weisheit bei Gott ist.

2. Doch wir dürfen eben nicht bei einzelnen Personen verweilen. Wollen Sie mir daher lieber gestatten, statt Sie durch die überreiche Fülle von Namen und Daten, die sonst ein Recht auf Berücksichtigung hätten, vor der Zeit zu ermüden, nur die beiden großen und sich immer wieder erneuernden gegensätzlichen Richtungen in unserer Kirche einigermaßen in ihren württembergischen Typen zu zeichnen: beide von den Gegnern mit der tadelnden Endsilbe „ismus“ behängt, beide aber für die Gesundheit des kirchlichen Lebens ebenso unentbehrlich, wie in dem einzelnen Menschen das Gleichgewicht von Vernunft und Gemüt. Es ist gar nicht so schwer zu begreifen, warum die herkömmlichen Darstellungen sowohl des Rationalismus wie des Pietismus fast nur von ihren Schattenseiten zu reden wissen. Denn die Antipathie

der anders Gerichteten hat beiderseits ähnliche Hohlspiegelbilder aufgenommen, wie die alte und neue Jesuitenkunst sie von dem Gesamtprotestantismus zu präparieren versteht. Die ruhige Geschichtsbetrachtung aber hat beiden gleich sehr gerecht zu werden.

Wie bitterböse sind nicht die Vorwürfe, welche der ganzen Periode gemacht zu werden pflegen, in welcher Aufklärung oder Rationalismus die herrschenden Richtungen waren. Der Beginn der Kirchenflucht, ja der Entfremdung vom religiösen Leben überhaupt, die Vorfrucht der Revolution, die Zeit des Unglaubens, des Abfalles, es sind gewöhnliche Bezeichnungen für die religiös-sittlichen Anschauungen desselben Zeitalters, welches wir als die Blüte unserer nationalen Kultur kennen. Nur in dem völligen Bruch mit allem, was jene Zeit in Leben und Wissenschaft geschaffen, sah die restaurative Periode das Heil. Wer freilich irgendwie etwas von der kirchlichen Statistik weiß, wer etwa aus den verschiedenen Jahrzehnten in den Einzelgemeinden einer Landeskirche die Zahlen der Kommunikanten oder die Summen der kirchlichen Kollekten nebeneinander zu stellen vermag, wird bald erkennen, daß es selten einen ungerechteren Vorwurf gegeben hat. Die Kirchenflucht datiert im Gegenteil aus der Zeit, wo von oben herab die im Volk wurzelnde Frömmigkeit für verpestenden Unglauben erklärt und als solcher behandelt wurde. Heute dürfte wohl die größte Mehrzahl derer, welche damals die vielverspottete neue Dreieinigkeit, die des Glaubens an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, aus dem Volksleben auszurotten versucht haben, sich glücklich schätzen, wenn sie den von der Sozialdemokratie beherrschten Massen wieder etwas davon zuführen könnten.

Soweit ich nun aber die württembergische Kirchengeschichte kenne, ist hier mehr als anderswo die auch von Rothe gemachte Erfahrung beherzigt worden, daß der Rationalismus zwar eine schlechte Theologie, aber keine so üble Religion sei. Doch ich schulde Ihnen obenan einen schwäbischen Typus aus jener Zeit selber. Lassen Sie mich dazu den verschrieensten aller Rationalisten herausgreifen, an dessen Namen die meisten jener Anekdötlein sich heften, mit deren Wiedererzählung man nur zu oft das Geschichtsbild jener ganzen Richtung gegeben zu haben vermeint. Der nach dem letzten Ort

seiner Wirksamkeit gewöhnlich als der Heidelberger Paulus bezeichnete Gelehrte ist der Sohn eines schwäbigen Pfarrers, dessen Geisterseherei ihm die Amtsentsetzung eingetragen und seinen Sohn in die entgegengesetzte Bahn gelenkt hatte. Wer aber den Mann selber geschichtlich beurteilen will, hat zunächst seine umfassende Lebensarbeit kennen zu lernen. Welcher Schatz von archäologischem Wissen, von philologischer Akribie, von scharfer historischer Unterscheidung zwischen Faktum und Urteil liegt nicht in seinen Kommentaren und seinem Leben Jesu verborgen. Als welch überzeugungstreuer Charakter hat er sich nicht bewährt, als er seinem Freunde Voß die Spalten seines Sophronizon öffnete für die heute besser als damals zu würdigende Mahnung vor den Schleichwegen der restaurierten Jesuiten in Deutschland; als er während der Straußischen Sturmflut trotz des Spottes, welchen Strauß über den Zurückgebliebenen ergossen hatte, auch dem Gegner die wissenschaftliche Freiheit gewahrt wissen wollte. Führt ein Mann wie Paulus uns dabei allerdings zugleich die einseitige Verstandesrichtung vor Augen, so führt sich dafür das unverlierbare Erbteil der rationalistischen Forschung, die historisch-grammatische Schrifterklärung, nicht am wenigsten auf die inneren Nöte zurück, in welche die vielfach verschiedenen Lesarten der Bibel den großen Prälaten Bengel versetzten.

Nicht minder böse wie über den Rationalismus wird von den anders Gerichteten, oder sagen wir vielleicht besser, von den anders Veranlagten über den Pietismus geurteilt. Dem pietistischen Vater von Strauß genügte — so das Urteil des Sohnes über den Vater — die rationalistische Frömmigkeit der Mutter nicht, weil er moralisch ihr nicht genügte. Der geniale Aesthetiker Vischer hat den Pietismus mit einer Schafraute, ja mit der Krätze, welche die edelsten Säfte in Eiterung versetze, verglichen. Das Konventikelwesen gilt für ein stagnierendes Gewässer, für ein thatenloses Maulchristentum. Der gelindeste Vorwurf, den wir heute vernehmen, ist der des Rückfalles aus dem protestantischen in das katholische Lebensideal. Aber sind Puritanismus und Pietismus nicht gerade die ausgeprägtesten, die schroffsten unserer innerprotestantischen Richtungen? Jedenfalls wird

speziell der schwäbische Pietismus durch sein thatkräftiges individuelles Wirken gekennzeichnet.

Sie haben das Recht, auch hier wieder eine typische Erscheinung der ganzen Richtung von mir zu erwarten. Doch mit einem einzelnen Namen ist hier wenig geholfen. Dafür stehen zu viele jener orginellen Charakterköpfe nebeneinander, welche aus der deutschen Christentumsgesellschaft des 18. Jahrhunderts die den Erdkreis umspannende Heidenbekehrung des 19. Jahrhunderts gemacht haben. Aber gerade diese Missionsarbeit selber, zunächst die der äußeren, bald auch die der inneren, ist an und für sich der beste Typus des Pietismus. In ihr sind jene Männer alle miteinander verbunden: in der ununterbrochenen Reihe, die von dem Senior Urlsperger so gut rückwärts zu Bengel und Oetinger führt und zu Rieger und Roos, als vorwärts zu Steinkopf und Blumhardt, zu Spittler und dem Beuggener Zeller u. s. w.

Aber Sie werden mich mit Recht an mein Vorhaben mahnen, Sie mit Namen zu verschonen, mögen es auch noch so geistgesalbte Persönlichkeiten sein, die sie tragen. Eilen wir daher weiter, um das, was jene älteren einander so vielfach durchkreuzenden Richtungen des Rationalismus und des Pietismus der Folgezeit hinterlassen haben, in seiner weiteren Entwickelung bis zu den Höhepunkten der neueren Theologie zu verfolgen. Hier sind dann allerdings wieder zwei Namen schlechterdings unumgänglich, aber sie begründen dafür ein jeder einen eigenen neuen Abschnitt in der Entwickelung der gesamtdeutschen Theologie. Nur verlangen Sie an diesem Ort nicht die dürftigste Skizze von dem Lebenswerk Ferd. Christian Baur's, noch von demjenigen von Joh. Tobias Beck! Schärfere Gegensätze sind ja allerdings kaum denkbar als zwischen dem Kritiker, welcher mit einer den größten unserer Naturforscher gleichkommenden Begabung die Quellen unseres Kanons mikroskopisch genau untersucht hat, und zwischen dem Systematiker, welcher in dem Organismus der Bibel als einem untrennbar verbundenen Ganzen eine für alle Zeit gültige Lehrwissenschaft aufzuweisen versuchte. Aber längst haben eine ganze Reihe der in ihrem Amte gesegnetsten schwäbischen Pfarrer ihrer eigenen Arbeit eine harmonische Einigung Baur'scher und Beck'scher Anregungen zu Grunde gelegt. In der Geschichte unserer

Theologie wird es ebenso unvergessen bleiben, wie der ehrwürdige Steudel Baur's Berufung auf den Tübinger Katheder entschied, und wie Baur seinerseits Beck den Weg zum Katheder gebahnt hat. Daneben aber sind es die mit dem sprüchwörtlichen schwäbischen Schulsack ausgerüsteten Kollegen gewesen, welche ihre gemeinsamen Schüler gleich sehr von Baur wie von Beck zu lernen gewöhnt haben: jener Schmid, dessen biblische Theologie in all den Wandlungen der alttestamentlichen und in all den Lehrbegriffen der neutestamentlichen Litteratur die unverwüstlichen Grundideen nachwies; jener Landerer, dessen neueste Dogmengeschichte zugleich eine Geschichte der Theologie wurde, durch ihren objektiven Gerechtigkeitssinn immer noch vorbildlich; jener Palmer, dessen Lehrbücher die Studierenden aller Universitäten für die edlen Ziele der Homiletik, Katechetik, Pädagogik erwärmten, dessen Kunstsinn Geistliches und Weltliches so sinnig mit einander verband, ein Karl Gerok auf dem Katheder.

3. Mag man denn auch außerhalb Württembergs immer noch die alten Schlachtrufe „hie Baur", „hie Beck" hören, — das evangelische Schwaben hat schon längst das Erbe der beiden großen Theologen zu einigen begonnen. Der Gesamtprotestantismus ist ihm dafür nicht geringeren Dank schuldig, als für das, was uns die beiderseitigen Schulen, jede nach ihrer Individualität, gegeben haben. Aber die Geschichte der Theologie bildet zugleich nur einen einzelnen Ausschnitt aus der gegenseitigen Befruchtung der hier neben einander erwachsenen Individualitäten. Zunächst hat sowohl das volkskirchliche wie das freikirchliche Ideal kräftige Gestalten als ihre Vertreter, und doch wird der sonst so gehässige Gegensatz von Kirche und Sekte hier wenig gehört.

Dürfte es überhaupt nicht nachgerade an der Zeit sein, einen der ungeschichtlichsten und unwissenschaftlichsten Begriffe, die es überhaupt giebt, aus dem kirchlichen Wörterbuch verschwinden zu lassen. Denn was heißt doch das Wort Sekte? Für den Papismus fallen alle evangelischen Kirchen unter diese Definition. Die Selbstzufriedenheit der Lutheraner stempelt die Reformierten zur Sekte, der Calvinist den Remonstranten. Aber verfolgen wir diese nur zu weit auszudehnende Linie nicht weiter! Stellen wir uns statt dessen einige der spezifisch schwäbigen Bildungen vor Augen, die der angloamerikanische Protestantismus als Dissenters oder Nonkorformisten bezeichnen würde. Es geschieht aber nur beispielsweise, wenn ich aus der Fülle der Individualitäten das Kornthaler Nachbild der herrnhutischen Brüdergemeinde herausgreife, oder die Michelianer, aus deren Kreise der tiefsinnige Auberlen hervorgegangen, oder den deutschen Tempel, dessen Kolonien im heiligen Lande nicht mehr ein Zukunftstraum sind, sondern verheißungsvolle Wirklichkeit. Daneben müßten ja zugleich die großartigen Werner'schen Anstalten uns auch daran erinnern, daß ihr Begründer seiner Ketzereien wegen aus der Kandidatenliste gestrichen wurde. Oder sollte das alles nicht zum Belege genügen, daß auch unsere Dissenters (von deren schwäbischen Verzweigungen übrigens ein nachgelassenes Werk Palmer's ein genaueres Bild zeichnet) in unserem Bunde ebenso willkommen sein müssen, wie die großen landskirchlichen Verbände? Hat man doch auf dem reichen Gebiet der inneren Mission sich schon lange die Hand zu gemeinsamer Arbeit gereicht. In dem großen Schäfer'schen Handbuche über die innere Mission ist es speziell der Band über die württembergische Mission von Hermann Schmidt, in welchem uns dieses Zusammenarbeiten entgegentritt. Für ein späteres Werk über denselben Gegenstand dürfte sich nur der Wunsch anschließen, daß auch jene reinliche Trennung, wie Schmidt sie nennt, zwischen den Werken der inneren Mission und denen der bloßen Humanität wegfallen möge; daß weder die Werke allgemeiner Philanthropie noch die älteren etwas anders gestalteten Stiftungen übersehen werden mögen über dem, was die Spezialvereine unserer Periode geschaffen haben.

Aber wir haben noch weiteres anzuschließen. Denn nicht nur zu den separirten Kreisen des Protestantismus führen hier mancherlei Brücken herüber, sondern es hat auch gerade in Württemberg stets einen deutschgesinnten, ideal gerichteten Katholizismus gegeben, welcher auch trotz des neujesuitischen Vernichtungskrieges seine Stellung auf dem Boden des Evangeliums gewahrt hat. Was Möhler's Symbolik gerade im Gegensatz zum Vatikanismus bedeutet, ist durch das Verhalten seines Freundes Döllinger abermals kund gethan. Aber es verdient überhaupt, wenn man von

der Württemberger Theologie redet, stets beigefügt zu werden, welche der beiden Fakultäten gemeint ist. Denn auch die katholisch-theologische Fakultät Tübingens nimmt einen Ehrenplatz ein in der Geschichte des deutschen Geisteslebens. Für den Kundigen braucht es keiner Erwähnung, daß diese Männer — von ihrem Führer Drey an — sämtlich energische Gegner des erneuten Jesuitismus gewesen sind. Im praktischen Leben standen ihnen die Werkmeister und Pflanz zur Seite, bei deren gesundem pädagogischem Blick auch die evangelische Kirche von heute in die Schule gehen darf. Von Leopold Schmid, dem seinerzeit rechtmäßig gewählten Bischof von Mainz, dem überzeugungstreuen Sohne eines ehrlichen Handwerkers, führt uns die gleiche Linie weiter hinüber zu dem edlen Grafen Alfred Adelmann, der unserem werdenden Bunde die erste warme Begrüßung eines deutschen Katholiken zu Teil werden ließ. Wie weit dieser deutsche Idealkatholizismus auf protestantischem Boden ein Echo finden wird, steht allerdings noch bei der Zukunft. Ein sehr gelehrter und scharfsinniger Professor hat das Phantom des Idealkatholizismus bespöttelt. Noch in den letzten Tagen hat ein freilich weder gelehrter noch scharfsinniger Herr in einer unserer Kirchenzeitungen es für Geschichtsfälschung erklärt, von dem Martyrium des Altkatholizismus zu reden. So darf ich dem Urteil anderer nicht vorgreifen, aber um so mehr ist es mir persönlich eine Gewissenspflicht, es hier so gut wie in dem angegriffenen Breslauer Vortrage offen zu bekennen, daß mir keine geschichtliche Erscheinung unseres Zeitalters bekannt ist, welche (natürlich nicht am politischen, sondern am sittlich-religiösen Maßstabe des Evangeliums Jesus Christi gemessen) der Gesamtkirche so viele neue Lebensmächte zugeführt hat, wie das Martyrium unseres Altkatholizismus. Und für die Zukunft unseres gesamten Vaterlandes giebt es sicherlich keine ernstere Aufgabe, als mit allen den katholischen Christen, denen noch nicht der Papst an die Stelle Christi getreten ist, die Glaubensgemeinschaft zu wahren.

4. Immer aber bin ich noch nicht zu Ende mit meinem ersten Teile über das, was das evangelische Schwaben uns bietet. In den Tagen der Begründung des deutschen

Protestantenvereins hat es ein Schlagwort gegeben, welches damals einen besonders vollen Klang hatte: die Versöhnung von Religion und Kultur. Umgekehrt ist es ein interessantes Kapitel aus unserer vorsündflutlichen Geschichte, wie es in derselben Zeit allerlei kleine Neckereien gesetzt hat zwischen Baden und Württemberg über Streitfragen, welche sogar bis in die heiligen Hallen von „Staatsanzeiger" und „Karlsruher Zeitung" hineingedrungen sind. Politische, pädagogische, kirchliche Dinge haben dabei gleich sehr ihre Rolle gespielt. Heute geht uns dies alles jedoch nur insofern an, als hier in Württemberg von Anfang an der Protestantenverein keinen rechten Boden finden konnte, ebensowenig aber — und das ist nicht minder bezeichnend — die verbitternden Schenkelproteste. Und jenes schöne Ideal der Versöhnung von Religion und Kultur, wo ist es mehr Wirklichkeit geworden, als in jenen großen Kulturträgern, welche unsere deutsch-nationale Geschichte in die erste Reihe zu stellen pflegt? unter den Philosophen sowol (Schelling und Hegel haben ja ihre Wiege beide in Schwaben), wie unter den Dichtern, von dem trefflichsten der trefflichen an, der uns nicht nur seine gewaltigen Dramen, sondern auch die Worte des Glaubens gegeben hat? Was aber besagt nicht erst die spezifisch schwäbische Dichterschule als Zeuge für den evangelischen Glauben, in demselben Sinne wie Ernst Moritz Arndt schon bald nach seinem Tode begrüßt wurde! Denn gilt nicht das Gleiche von Uhland und Schwab, von Kerner und Mörike? Ja, wie viele Namen wären noch beizufügen von dem zu früh vergessenen Conz an, dessen Lehrweisheit Jesu in Parabeln und Sentenzen uns noch heute das rationalistische Gewand der damaligen Frömmigkeit vorführt, bis zu der unmittelbaren Gegenwart, in welcher gerade die eigentliche religiöse Dichtung uns hier einige ihrer schönsten Gaben geschenkt hat.

Es mag parador klingen, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß man aus Jeremias Gotthelf, beziehungsweise aus solchen Schilderungen des Volkslebens wie in Käthi der Großmutter oder im Sonntag des Großvaters, noch mehr lernen könne für das innere Leben der Kirchen, als von der gelehrtesten Quellenkritik. Ich möchte aber diese Paradoxie sogar dahin ausdehnen, daß hier nicht einmal das

bekannte mulier taceat in eccelsia in Anwendung kommen darf. Denn in dem freundlichen und dem frommen, in dem humoristischen und dem töchterreichen, in dem in alle Wege gastfreien schwäbischen Pfarrhaus hat Ottilie Wildermuth uns ein schönes Stück Kirchengeschichte gezeichnet. Die eine kleine Skizze aus dem sonnenlosen Leben aber dürfte manchen grundgelehrten Bibelkommentar aufwiegen. Und können wir jemals dankbar genug sein für das, was unser Gott uns in Gerok's Palmblättern geschenkt hat? Im Jugendunterricht wie auf dem kirchenhistorischen Katheder ist seine dichterische Intuition einer der berufensten Führer in das Innenleben des Paulus, ja unseres Herrn und Heilandes selbst. Die höchste kirchliche Errungenschaft des Gesamtprotestantismus aber, das allgemeine Priestertum aller Gläubigen, läßt es sich ergreifender schildern, als in dem dem Alltagsleben entnommenen, unscheinbaren Bilde:

In einer seltnen Kirche war ich heut,
Da sah ich bebend Gottes Herrlichkeit.

Von einer Andachtsstunde komm ich her,
Mein Leben lang vergeß ich sie nicht mehr.

Die Kirche war kein hoher Säulendom
Durchwogt vom farbenreichen Menschenstrom.

Zur Andacht rief kein voller Glockenklang,
Nicht Orgelton erscholl, noch Chorgesang.

Die Kirche war ein schmucklos Kämmerlein,
Durch trübe Scheiben fiel der Abendschein.

Als betende Gemeinde standen wir
Geschaart im Kreis zu dreien oder vier.

Ein schlechtgezimmert Bettgestelle war
Im engen Kirchlein Kanzel und Altar

Ein sterbend Mütterlein war Priesterin.

* * *

II.

Die Frage, was das evangelische Schwaben dem Gesamtprotestantismus zu bieten hat, dürfte, soweit es in solch flüchtiger Stunde möglich ist, zur Genüge beantwortet sein, dahin nämlich, daß wir, wie überhaupt, so auch hier die uns von Gott im irdenen Gefäß gegebenen Schätze lange nicht genug kennen und würdigen. Wenden wir uns denn nun zu der Gegenfrage: was erwartet das gleiche evangelische Schwaben von der weiteren Einigung über die Schranken der Partikularkirche hinaus, wie sie unser Ev. Bund anstrebt? Ich schicke nur voraus, daß, wie vorher, so auch jetzt jedes Einzelstück unserer Antwort sich von vornherein unter das Gericht des gleichen Gotteswortes zu stellen hat, von welchem wir ausgingen; sowohl unter das der Mahnung: „Das Wissen bläset auf. So jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll"; wie unter das der Verheißung: „Die Liebe bessert. So jemand Gott liebt, derselbige ist von ihm erkannt."

Die gewöhnlich zunächst erwartete Antwort möchte wohl darauf hinauskommen, daß es der Schutz gegen den siegreich vordringenden Vatikanismus sei, welchen Sie wie wir andern alle von unserer gemeinsamen Einigung erhoffen. Aber ich möchte jene Antwort, wenn nicht zurückweisen, so doch außerordentlich beschränken, wenigstens in die letzte Linie stellen. Denn, verehrte Glaubensgenossen, wenn wir wirklich unter uns im Glauben einig sind, brauchen wir keinen Gegner zu fürchten, und am allerwenigsten den Gegner in Rom. Wenn es kein bloßes Lippenbekenntnis ist, sondern in unser aller Herzen lebt, jenes vielgesungene:

Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren,

dann stehen wir damit auf einem denn doch etwas festeren Felsen, als die Kirche der Unfehlbarkeit, d. h. der Unbußfertigkeit. Obenan handelt es sich also nicht um Abwehr

nach außen, sondern um Kräftigung nach innen, um die Kräftigung jeder unserer Einzelkirchen in dem Glauben an den Herrn, von welchem wir es so gut wie der Apostel erfahren: „Keiner kann Jesum einen Herrn heißen, ohne durch den heiligen Geist.“

Aber auch meine weitere Antwort möchte abermals manche Erwartung enttäuschen. Neben der Abwehr gegen den vatikanischen Eroberungskrieg ist es nämlich der engere Zusammenschluß der evangelischen Kirchen unter einander, welchen der deutsche Patriotismus gerade der Schwaben besonders lebhaft ersehnt. Aber der Erreichung dieses Zieles muß wiederum ein anderes vorangestellt werden: die Wahrung der sittlich-religiösen Interessen vor der ausschließlich politischen Wertung der Dinge. So lange der letzteren nicht prinzipiell Einhalt gethan ist, helfen kirchenregimentliche Palliativmittel nicht.

Das also das zweite Stück, welches das evangelische Schwaben so gut wie die anderen großen und kleinen Kirchen von der Einigung des Gesamtprotestantismus zu empfangen hat. Dann aber reiht sich allerdings in dritter Reihe zunächst der Liebes- und Lebensverband an zwischen den selbständig neben einander erstandenen kirchlichen Individualitäten. In vierter Reihe werden wir uns endlich zu fragen haben, inwieweit es nach der Erreichung jener andern Ziele noch besonderer Vorkehrungen bedarf gegen das unfehlbar gewordene Ketzerrecht der päpstlichen Propaganda.

1. Nirgends mehr als im evangelischen Schwaben, dessen Glaubenskraft uns so Großes gegeben hat, will doch jeder anderen Antwort so sehr ein ernstes Bußbekenntnis vorangestellt werden. Was wir, jeder für uns, und jede unserer Kirchen für sich, in erster Reihe bedürfen, ist eben nichts anderes als die Kräftigung unseres Glaubens an den Einen, dessen Name von Gott den Menschen gegeben ist, daß sie darin sollen selig werden. Schon einige Male haben wir im ersten Teil unserer Betrachtung jene gewaltige Straußische Bewegung gestreift, deren wissenschaftliche Ergebnisse für die fortarbeitende Theologie die erste Vorbedingung waren ihres nachmaligen weiteren Wachstums in der Gnade und in der Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi. Aber neben den

Folgen des lange Zeit so berühmten, heute fast unlesbar gewordenen Buches für die Wissenschaft stehen andere Ergebnisse für die Kirche, für das christliche Volk, und an diesen darf die Kirchengeschichte ebensowenig vorbeigehen.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung gewesen, welche dem schwäbischen Charakter zur Ehre gereichte, daß nach dem Tode von David Friedrich Strauß Männer wie Zeller und Rümelin so warm für ihn eingestanden sind. Als evangelische Christen haben wir nichts mehr zu scheuen, als jene schlimmste Versündigung aller Ketzergerichte, wie sie unlängst noch wieder nicht nur in Rom, sondern auch in Deutschland an dem hochsinnigen Giardano Bruno verübt wurde, den Frevel, demjenigen, welcher unsern Glauben nicht zu teilen vermag, einen bösen Namen zu machen. Und gerade Strauß ist ein ehrlicher Gegner, der mit ehrlichen Waffen bekämpft werden will. Aber darf uns das blind machen für die unleugbare Thatsache, daß es sein Leben Jesu gewesen ist, durch welches die Frohbotschaft Jesu auf gleiche Linie gestellt wurde mit den Mythen der olympischen Götter, oder mit den Mirakeln der päpstlichen Heiligen? Als kurz nach den großen Thaten Gottes an unserem Volke das letzte Straußische Werk über den alten und neuen Glauben erschien, da sind wohl Vielen die Augen geöffnet. Aber ist es nicht genau die gleiche, schlechterdings ungeschichtliche Methode, die gleiche Schablonisirung, welche schon das Leben Jesu und die Glaubenslehre gekennzeichnet hat? Wenn Strauß' Lehrer Baur in jener vornehm bescheidenen Selbstcharakteristik, die er von seinem eigenen großartigen Lebenswerk giebt, sich dahin ausspricht, bei der Straußischen Bewegung sei er bloßer Zuschauer geblieben, weil es ihm an den erforderlichen Quellenstudien gefehlt habe, — was für ein Urteil liegt nicht darin eingeschlossen über das Buch, dessen Verehrer ganz besonders auch die unglaublich kurze Zeit rühmten, in der es geschrieben sei? Aber während die ernste Wissenschaft klagend das Haupt verhüllte, wurden ihre scheinbaren Ergebnisse durch alle möglichen Popularisierungen in die urteilslosen Massen geworfen. Den Endgewinn aus der theologischen Revolution heimste jedoch die kirchenpolitische Reaktion ein, welcher die Freiheit der Forschung als solche ein Greuel war, und welche die beste Bürgschaft vor derselben in der gläubigen Unter-

werfung suchte, d. h. nicht im Glauben an den in den Himmel erhöhten Christus, sondern an den die Welt regierenden Papst.

So aufrichtig es mir am Herzen liegt, dem Verfasser jenes Lebens Jesu persönlich gerecht zu werden, — der von ihm behandelte Gegenstand zwingt mich dazu, den Finger auf die gefährlichste unserer Wunden zu legen. Es ist eine schwere Heimsuchung gewesen, welche der 14. Oktober 1806 über Deutschland gebracht hat; eine noch schwerere hat in dem 18. März 1848 gelegen; aber die verhängnisvollste von allen hat das Jahr 1835 über unser deutsches Christenvolk heraufbeschworen. Der Christusglaube unseres Volkes war seither bis in die untersten Schichten untergraben, ja nachgerade dort wohl am allermeisten. Aber es hat zugleich nicht lange gedauert, bis auch bei uns das alte Wort wiederum wahr wurde: Wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht. Mit dem Gottesglauben und der in ihm wurzelnden Unsterblichkeitshoffnung ist schließlich sogar der Begriff der Sünde verloren gegangen. Ja, was wollten überhaupt noch die sittlichen Begriffe des alten Mythenbuches in der fortgeschrittenen Gegenwart? Die traurigen Belege, wie es heute in der sogenannten Elite unseres Volkes mit dem Sittlichkeitsprinzip steht, in welchem die Kraft der alten Burschenschaft lag, als sie sich die Einigung unseres zerrissenen Vaterlandes zum Ziel setzte, sind aller Orten mit Händen zu greifen. Ich begnüge mich jedoch mit dem Hinweis auf die selbstzufriedene Erklärung, die einer Besprechung der als Kinderlektüre empfohlenen Gerok'schen Palmblätter gewissermaßen als Entschuldigung vorangeschickt wurde: „Wir haben aufgehört religiöse Fragen als Lebensfragen zu behandeln."

Was besagen doch alle die theologisch-dogmatischen Streitfragen einer solchen Sachlage gegenüber, in welcher das ABC aller Moral in Frage gestellt ist? Wahrlich, mehr wie je haben alle unsere Kirchen dieses ABC ernster Buße zu predigen. Denn diese Bußpredigt ist auch heute die Vorbedingung eines vollen freudigen Glaubens — nicht an eine der vielen Formeln über das innere Wesen Christi, sondern an den lebendigen Christus selber. In ihm allein ist der feste Boden für all das andere gelegt, was die

einzelnen Teilkirchen, und so auch das evangelische Schwaben, von dem Gesamtprotestantismus zu empfangen haben.

2. Je mehr die in ihrem Herrn geeinigten evangelischen Kirchen dieser ihrer eigensten Aufgabe nachkommen, desto mehr werden sie sich zunächst weiter vor dem Verhängnis zu schützen wissen, daß innerkirchliche, daß überhaupt sittlich-religiöse Fragen nach äußerlich politischen Maximen behandelt werden. Oder drücken wir es noch konkreter aus: unsere Kirche sucht Schutz vor dem in der Ära des Parlamentarismus üblich gewordenen Gebrauch, zum Kompensationsobjekte zu dienen. Nicht, daß damit jene Verfassungsform als solche irgendwie angegriffen werden sollte. Denn auch bei völlig andern politischen Verhältnissen, unter dem Absolutismus so gut wie unter dem Demokratismus, hat es ähnliche Gefahren gegeben. Das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit hat einen sehr reellen Hintergrund. Zu den verschiedensten Zeiten, unter den verschiedensten Völkern, bei den verschiedensten Verfassungsformen hat sich die kurialistische Politik in der That als eine unfehlbare, als eine allen andern Politikern überlegene bewährt. Aber unser Zeitalter ist nun einmal das Zeitalter des Palamentarismus, und damit ist ohne viel Mühe diejenige Institution die einflußreichste geworden, welche über die meisten Wahlstimmen verfügt. Die evangelische Kirche lebt einer höheren Aufgabe, als sich zu einer politischen Partei machen zu lassen, als jene geistlichen Gaben und himmlischen Güter, deren wir schon im Anfang gedacht, in den Dienst der Wahlmaschinerie zu stellen. Eben darum aber war sie auf dem parlamentarischen Boden von Anfang an so ungenügend wie möglich vertreten. Schon das Parlament der Paulskirche hat eine einflußreiche römisch-katholische Fraktion gehabt, während die evangelische Kirche genau ebenso schutzlos dastand wie heute, wo ein offiziöses päpstliches Organ den Welfenführer als den König des deutschen Reichstags bezeichnen durfte.

Der in Deutschland errungene Triumph ist freilich nur ein kleiner Teil von den außerordentlichen Erfolgen, welche die einzige internationale Politik dadurch erzielte, daß sie so lange das eine Land gegen das andere ausspielte, bis sie überall den gleichen politischen Einfluß erworben hatte: in

Belgien und Holland, in Österreich und Frankreich so gut wie in England und Amerika. Von den süd- und zentral-amerikanischen Republiken, dem Eldorado der Konkordate und Revolutionen, wollen wir nicht einmal reden. Aber sind nicht auch die Jesuitenerrungenschaften in Canada, die Stadtverwaltung New-Yorks, die irischen Geheimbünde in Chicago, die Schulstürme in Boston Produkte derselben politischen Kunst, wie das, was wir im großen wie im kleinen in dem Parlamentarismus unseres jungen deutschen Reiches erleben? Sehen wir doch heute den deutschen Reichstag geduldig der Windthorstschen Gegenrechnung im Innern harren für die Bewilligung der für den Schutz des Reiches nach außen unumgänglichen Bedürfnisse. Hat doch die Majorität der bayrischen Kammer durch ihre neulichen Abstriche im Kultusbudget den Kampf für das Konkordat gegen die Gewissensfreiheit ein gutes Stück weiter geführt. Nur wenige Wochen waren ferner seit Döllinger's Tode ins Land gegangen, als die Parole ausgegeben wurde, daß es Zeit sei, der altkatholischen Sache ein Ende zu machen. Für die Entrechtung der Altkatholiken aber wurde seitens der Regierung eine Motivierung entdeckt, welche der ganzen früheren Haltung derselben Regierung direkt ins Gesicht schlug. Fast noch bezeichnender jedoch als die jüngsten Vorkommnisse in Bayern war schon vorher eine parlamentarische Entscheidung in der gleichen Altkatholikenfrage in Preußen gewesen. Die Bonner katholisch-theologische Fakultät, deren Führer allen evangelischen Fakultäten ein Vorbild gewesen waren, war au coeur leger den geschworenen Gegnern der deutschen Universitätsbildung ausgeliefert worden. Als dürftiger Ersatz dafür war die Summe von 6000 Mark beantragt, als Zuschuß zu dem Seminar, welches jene hervorragenden Gelehrten im Anschluß an die Universität aus ihren eigenen knappen Mitteln begründeten. Diese 6000 Mark aber sind von demselben Abgeordnetenhaus abgelehnt worden, welches die dem Staate verfallenen Strafgelder zu Millionen zurück zu schenken bereit war. Freisinnige und Konservative haben dabei in der Jagd um die Gunst des Centrums sich geradezu überboten. Der klerikalen Wahlbeeinflussung gegenüber kam ja das Recht einer bei den Wahlen so einflußlosen Minorität nicht in Betracht.

Aber auch unsere evangelische Kirche weiß schon längst ein Lied davon zu singen, wie die Behandlung moralischer Fragen nach Opportunitätsrücksichten derart zur Gewohnheit geworden ist, daß sie gar kein Erstaunen mehr weckt. Sobald die jeweilige Politik es wünschenswert machte, die Minister aus einer andern Nummer zu wählen, wurden damit eo ipso die obersten Leiter der evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten ebenfalls aus dieser anderen Nummer gewählt. Es ist das nicht etwa bloß die Praxis eines einzelnen Staatsmannes gewesen. Man kann überhaupt nicht diese oder jene Persönlichkeit dafür verantwortlich machen. Es handelt sich vielmehr um eine von lange her datierende und ganz allgemein vorhandene Notlage, und das Schlimmste dabei ist, daß die Herren der Lage sie gar nicht als solche Notlage empfanden. Als das Ministerium der neuen Ära in Preußen gestürzt wurde, weil das damalige Abgeordnetenhaus seinerseits die seither allerseits als die unentbehrliche Unterlage unserer deutschen Einheit erkannte Armee-Reorganisation stürzen wollte, erschien es als etwas ganz Selbstverständliches, daß auch Herr von Bethmann-Hollweg durch Herrn von Mühler ersetzt wurde. Daß damit die Leitung der theologisch-kirchlichen Dinge von grundverschiedenen Einflüssen abhängig gemacht wurde, fiel nicht einmal auf. Es ist daher nur das frühere Vorbild nachgeahmt worden, als in engem Zusammenhang mit der Wendung im katholischen Kulturkampf die Entlassung von Hermann, Falk, Bismarck gefordert wurde. Der Reichskanzler hat damals seine bisherige Kirchenpolitik mit dem geraden Gegenteil vertauscht, aber im Präsidium des evangelischen Oberkirchenrates trat die erste Veränderung ein, und dann wurde Herr von Puttkamer der Nachfolger Falk's. Es ziemt sich an dieser Stelle nicht, über die einzelnen Persönlichkeiten als solche ein Urteil zu fällen. Es ist ein recht eigentliches Gnadengeschenk Gottes, daß sich in unsrem Bunde die Verehrer der einen mit denen der andern zusammengefunden haben. Aber einig werden wir uns alle darin wissen, daß die Verquickung von Politik und Theologie vom Übel ist, daß die Zeit für jene vielgeliebten Machtproben vorbei sein sollte, die so gern angewandt wurden, wenn irgend einmal ein Vertreter der evangelischen Kirche

die unveräußerlichen Attribute jeder Kirche gegen die politischen Machthaber zu wahren versuchte.

Dafür blicken nunmehr alle Vaterlandsfreunde mit um so schwererer Sorge der Verwüstung aller ethischen Grundlagen des Volkslebens entgegen, wenn die seit der Aufhebung des Zeitungsstempels ermöglichte revolutionäre Kleinpresse

> losgelassen, wachsend ohne Widerstand,
> durch die volksbelebten Gassen
> wälzt den ungeheuren Brand.

Wann und wodurch aber ist die erste Möglichkeit zu einer solchen Kleinpresse gelegt worden? Wer sich der parlamentarischen Lage vor jener Aufhebung des Zeitungsstempels erinnert (mit all ihren Friktionen, Komplikationen, Konstellationen — es ist merkwürdig, wie viel dieser echt deutschen Worte uns hier sofort zur Verfügung stehen), der entdeckt sofort die Ähnlichkeit mit derjenigen, welche von dem heutigen König des Reichstags beherrscht wird. Den ersten Gewinn aus jenem Beschluß hat naturgemäß die sich alsbald verzehnfachende Kaplanspresse, das bisher noch unerreichte Vorbild der sozialdemokratischen Redakteure, gezogen.

Habe ich zuviel gesagt über die Lage der evangelischen Kirche in der Periode des Parlamentarismus? Oder ist es nicht die erste Vorbedingung für die Gesundheit unseres kirchlichen Lebens, daß die Behandlung der sittlich-religiösen Fragen als politischer Machtfragen aufhört? Denn von dieser Maxime wurden im Grunde doch alle unsere Kirchen betroffen. Lassen Sie sich nur noch daran erinnern, wie auch hier neuerdings von dem offenkundigen Hervortreten der längst vorhandenen Centrumspartei die Rede gewesen ist. Vom evangelischen Standpunkte aus könnte diese Wendung der Dinge nur aufs Wärmste begrüßt werden. Die offenen Feinde sind lange nicht so gefährlich wie die versteckten. Aber auch abgesehen von solchen Fragen lokaler Opportunität, hängen unsere einzelnen Kirchen trotz der äußerlichen kirchenregimentlichen Trennung innerlich viel zu eng mit einander zusammen, als daß nicht auch das evangelische Schwaben unter dem kirchenpolitischen Chaos schwer zu leiden gehabt hätte. Aber sind nicht das Gemeindeprinzip des Protestanten-

vereins und die Selbständigkeit der Kirche in den Hammersteinschen Anträgen im Grunde doch nur zwei verschiedene Ausdrucksweisen für dasselbe unbeweisbare Bedürfnis? Der tiefste Grund, daß unsere Kirche die ihr zukommende Stellung im Volksleben verloren hatte, war darin gelegen, daß sie zum wehrlosen Werkzeug der Politik gemacht worden war. Hier eine durchgreifende Abhilfe zu schaffen, ist die kirchliche Vorbedingung alles anderen: genau in derselben Weise, wie wir die allseitige Wiederherstellung des Christusglaubens als die religiöse Vorbedingung kennen gelernt haben.

3. In dem Streben nach der Unabhängigkeit unseres kirchlichen Lebens von außerkirchlichen Machteinflüssen weiß somit auch das evangelische Schwaben mit den übrigen deutschen Kirchen sich einig. Erst wo diese Voraussetzung erfüllt worden ist, wird dann weiter zugleich das Dritte möglich werden, was zu unserer Freude ganz neuerdings gerade hier zu Lande ausdrücklich auf die Tagesordnung gesetzt wurde: eine organische Verbindung unserer Partikularkirchen unter einander. Denn diese Verbindung muß sich auf der gleichen Selbständigkeit der einzelnen kirchlichen Glieder aufbauen, wie sie in unserem jungen Reiche den einzelnen Staaten, den kleinen so gut wie mit den mittleren und großen, verbürgt wurde. So wenig wie im politischen, würden wir im kirchlichen Leben die französische Centralisation brauchen können, die etwa die Rolle von Paris auf Berlin übertrüge. Politisch und kirchlich haben wir freilich gleich sehr den Unsegen des kleinstaatlichen wie des kleinkirchlichen Partikularismus zur Genüge kennen gelernt. Auch in den kirchlichen Dingen suchen wir nach einer Centralinstanz für die Verteidigung unserer gemeinsamen Interessen. Aber es sind hier ebenfalls historisch erwachsene selbständige Körperschaften, korporative Individualitäten, welche sich mit einander zu einigen haben. Eine neubyzantinische Uniformierung würde das denkbar schwerste Verhängnis einschließen. Das beste Vorbild für das große Ganze ist vielmehr gerade in jener eigentümlichen Entwickelung der württembergischen Kirche, wie wir sie vorher kennen gelernt haben, gegeben.

Ganz besonders gerne knüpfe auch ich dabei an die Schrift eines Verfassers an, dessen älteres Werk über Christus

und die Konfessionen schon vor einer Reihe von Jahren einen mir persönlich befreundeten altkatholischen Kreis sympathisch beschäftigte. Mit der Schilderung der gegenwärtigen Sachlage, wie überhaupt mit den Vordersätzen des Prälaten Lechler weiß ich mich fast durchweg im Einklang. Auch unsere Hoffnungen für die Zukunft gehen von sehr verwandten Gesichtspunkten aus. Aber es gilt gerade hier so recht das schwäbische: Eile mit Weile. Vorerst sind wir doch noch in einem vorbereitenden Stadium, dürfen der gerade in den kirchlichen Dingen immer aufs Neue bewährten Mahnung unseres Herrn nicht vergessen, daß der Same erst aufgehen und wachsen muß, bevor der Halm die nötige Höhe erreicht hat, um sich zur Ähre entfalten zu können, in der dann wiederum der Weizen erst reif werden muß. Neben dem Bilde des Evangeliums aber will zugleich die im politischen Leben gemachte Ermahnung berücksichtigt werden. Das, was dem geistvollen Verfasser als Zukunftsbild vorgeschwebt hat, ist die Analogie mit dem zwar noch jungen aber doch schon kräftig ausgewachsenen Bundesrat unseres neuen Reiches. Aber wenn wir ohne genügende Vorbereitung, ohne den Aufbau der Gemeinde von unten auf und von innen heraus, die zeitweiligen staatlich-politischen Behörden über die Kirche zur gemeinsamen Vertretung der Kirche selbst machen wollten, so würde das nicht sowohl zu einer Analogie mit dem Bundesrat führen, sondern nur dem alten Bundestag gleichen, etwa durch jene Delegierten-Versammlung verstärkt, welche das totgeborene österreichische Projekt von 1866 vorgeschlagen hatte.

Jenes echt bundestägliche Projekt ist dem allgemeinen Verlangen nach einem wirklichen Parlamente erlegen. Die Gefahren, welche das parlamentarische System speziell für unsere Kirche einschließt, sind uns nun freilich nicht verborgen geblieben. Aber es steht sehr in Frage, ob wir mit dem sogenannten Filtriersystem besser gefahren wären. Außerdem sind wir in der kirchlichen Frage lange noch nicht so weit gekommen, um etwa eine Versammlung, wie die heutige, als die Vorbereitung auf einen kirchlichen Reichstag auffassen zu können. Ja, auch die andere Vergleichung, welche schon bald nach der Begründung des Evang. Bundes laut wurde, mit dem ersten Parlament in der Paulskirche, dürfte,

wie ehrend auch an und für sich — denn ohne die damalige Vorarbeit wären wir politisch überhaupt schwerlich vom Flecke gekommen — doch der Wirklichkeit wenig entsprechen. Unser Bund hat sich eben nicht mit abstrakten Schuldoktrinen ohne Rücksicht auf das geschichtlich Gewordene aufgehalten, sondern statt langer Debatten über Menschenrechte oder Grundrechte sich sofort auf den geschichtlichen Boden gestellt und von ihm aus das Werk der Reformation weiterzuführen gesucht. Will man daher einen Vergleich aus unserer politischen Geschichte, so dürfte viel eher an die reelle Grundlage unserer nationalen Einigung in den Zollvereinsverträgen gedacht werden.

Doch genug! Denn wir werden wohl alle einig darüber sein, daß, wenn wir einen haltbaren Neubau unserer Kirche wollen, wir nicht unbesehen die morschen Bretter ihres bureaukratischen Gehäuses in denselben einfügen dürfen. Sonst würden die Vorwürfe der Pestalozzi'schen Schrift „Eine neue Gefahr für die Kirchen des protestantischen Deutschlands“ uns zu Recht treffen. Denn in Einem hat der Verfasser wirklich Recht; je kühner sich das Massenkirchentum mit dem Gottesreich gleichstellt, desto rascher verfällt es demselben Gericht wie die Papstkirche. Wie sehr hat sich nicht seit dem Unfehlbarkeitsdogma das paulinische Wort an derselben aufs neue bestätigt: Wenn ein einzelnes Glied sich an die Stelle des Leibes setzt, wo bleibt der Leib? Vergessen wir darum nie, daß Auge und Ohr, Hand und Fuß auch in dem großen Kirchenleibe verschiedene Funktionen haben, daß es für die Gesundheit des Gesamtkörpers schlechterdings notwendig ist, daß sie sich insgesamt frei bewegen und ihren Dienst für das Ganze erfüllen können. Es kommt aber noch eine andere Schriftmahnung dazu. Wenn man hoch und niedrig, groß und klein auch in den äußeren Kirchenformen an dem Maßstabe des Evangeliums mißt, so wird man das Wort unseres Herrn selber merkwürdig oft bewahrheitet finden, daß erste zu letzten und letzte zu ersten werden können. Daß dies auch in unserem Bunde wieder der Fall war, ist nicht zu bedauern, sondern warm zu begrüßen. Je mehr daher das evangelische Schwaben der Mahnung gedenkt: „Halte was du hast, daß niemand deine Krone dir nehme“, desto gesunder wird sich mit seiner

Beihilfe die Entwickelung des Gesamtprotestantismus gestalten, und ein desto reicherer Segen auch auf diese Teilkirche zurückströmen.

4. Damit wird nun aber auch von selber jener Notlage gesteuert, welche unsere schwäbischen Brüder zuerst nach der Hilfe ihrer Glaubensgenossen ausschauen ließ. Wenn wir unsere Stäbe nicht einzeln aus dem Bündel herausnehmen lassen, sondern dieselben fest mit einander verbunden halten, so haben wir am allerwenigsten den Unfehlbaren zu fürchten. Die römische Propaganda mag mit all jenen Mittelchen, von denen wir als evangelische Christen uns fernhalten müssen, noch so viel Seelenfängerei treiben, ein bleibender Gewinn ist ihr damit noch nie zugewachsen. Das, wogegen wir Schutz suchen, ist überhaupt nicht die Papstkirche, mag sie sich noch so behaglich in den Fürstenzimmern der Bahnhöfe einrichten, sondern die Beherrschung der staatlichen und rechtlichen Sphäre durch das Staatssystem des hl. Thomas von Aquino.

Welcher nüchterne Beobachter dürfte es sich heute noch verbergen, daß die seit dem Vatikanum begonnene neue Rechtsbildung immer üppigere Schößlinge treibt? Vor wenigen Wochen hat ein österreichischer Gerichtshof eine Zeitung verurteilt, welche eine der Erklärungen Döllinger's über die geschichtliche Entstehung des Unfehlbarkeitsdogmas abgedruckt hatte: in demselben Staate, welcher auf Grund des neuen Dogmas die Kündigung des Konkordats ausgesprochen hatte. Auch im deutschen Reich haben wir bekanntlich bereits einen reichsgerichlichen Entscheid, welcher das Unfehlbarkeitsdogma unter den Schutz der staatlichen Gerichtsbarkeit stellt. Die in Bayern so rückhaltlos angestrebte volle Durchführung des Konkordats aber würde nicht nur die Protestanten ebenso entrechten wie die Altkatholiken, sondern uns einfach wieder dem kanonischen Ketzerrecht überantworten.

Was dieses Recht speziell für die Propaganda bedeutet, hat Otto Mejer schon vor mehreren Jahrzehnten quellenmäßig ins Licht gestellt. Aber das, was damals bloße Theorie war, ist durch die mit bedeutenden Erfolgen gekrönten Bestrebungen des katholischen Juristenvereins schon vielfach Praxis

geworden. Sie würden erstaunen, wenn ich Ihnen von all den Prozessen erzählen wollte, die man in den letzten Jahren anzustrengen versucht hat. Aber im Grunde liegt ja das Alles in dem papalen Rechtsstandpunkt selbst einbegriffen. Herr Kaplan Hohoff, der siegreiche Kritiker des Herrn von Jhering in Göttingen, hatte denn auch bereits vor seinem Triumphe über den berühmten Juristen kein Hehl daraus gemacht, daß die formale Häresie ein todeswürdiges Verbrechen sei. Je mehr ich zu den Teilnehmern des Evang. Bundes das Vertrauen haben darf, daß sie sich insgesamt dieser formalen Häresie schuldig bekennen, desto zweifelloser sind wir alle der gleichen Verdammnis teilhaftig. Oder hat Herr Bischof Hefele es nicht schon im Jahre 1870 ausgesprochen, daß es nicht am guten Willen liege, wenn die Scheiterhaufen noch nicht wieder brennten? An der Sühnefeier für den hingemordeten Giordano Bruno, ich wollte sagen, für den durch die Erinnerung an die That seines Vorgängers beleidigten Papst, hat sich trotzdem auch das Rottenburger Bistum beteiligt.

Wie sicher überhaupt die Vertreter des göttlichen Rechtes des Papsttums bereits unserer Rechtlosigkeit sind, haben gerade in den letzten Wochen die wieder den wahren Frieden predigenden Verhandlungen in Coblenz so recht drastisch bewiesen. Wie nennen die Politiker es doch, wenn die Franzosen Elsaß zurückfordern? Was aber hat Herr Bischof Korum anderes gethan in der Zurückforderung der evangelischen Christen für die päpstliche Herrschaft? Welche Vorbedingungen schließt es nicht ferner ein, wenn unsere Dome an der Saale für den Kultus der Papstkirche beansprucht werden, ebenso wie es schon im vorigen Jahre vom Lübecker Dom geheißen hat: „Res clamat Dominum.“ Daß der Ulmer Münster für das Weekly-Register bereits heute als katholische Kathedrale gilt, haben Sie wohl alle unserer „Kirchlichen Korrespondenz“ entnommen. Mit welchen Mitteln und in welchen Zeiten allein das von Herrn Bischof Korum in Aussicht gestellte Ziel zu erreichen ist, hatte er allerdings lange genug am Straßburger Münster vor Augen gehabt.

Vergegenwärtigen Sie sich daneben weiter das in demselben Coblenz ausgemalte Zukunftsbild der gerade in den

Centren des Protestantismus am eifrigsten verbreiteten katholisch-kaufmännischen Vereine: die jungen Commis mit den dicken Janssen'schen Bänden und ihren massenhaften Citaten, über deren wissenschaftliche Natur jene Herren gewiß das kompetenteste Urteil haben. Vergegenwärtigen Sie sich ferner den vatikanischen Eroberungskrieg in allen Gebieten der Wissenschaft, bis auf die katholischen Reisehandbücher und die neuen katholischen Klassiker, vor allem aber alle die edlen Litteraturprodukte, für welche die beliebteste Reklame darin besteht, daß Verleger und Herausgeber Protestanten sind. Doch nein! Es thut nicht mehr not, diese Erscheinungen im Einzelnen vorzuführen. Besser als wir es verstehen, hat es der hochverdiente katholische Theolog und Philosoph, Theodor Weber, unlängst auf dem Kölner Altkatholischen Kongreß gethan. Der Uebermut unserer jesuitischen Todfeinde hat sie überdies die bisherige Vorsicht schon lange vergessen lassen und damit zugleich dem bisherigen Kirchenschlaf in so vielen evangelischen Kreisen ein Ende bereitet. Es gilt nun nur auch in Zukunft die Augen offen zu halten. Bleibt auch diese letzte Vorbedingung in Kraft, so werden wir von unserer Verteidigung gegen die jesuitische Mobilmachung getrost sagen dürfen: Hier hat auch das evangelische Schwaben nicht mehr bloß in der Zukunft etwas zu empfangen. Denn Sie wissen genauer als ich, was Sie seit der Begründung unseres Bundes bereits wirklich empfangen haben.

Nur daß wir alle auch hierbei der apostolischen Mahnung gedenken: „Nicht daß wir es schon ergriffen hätten, oder schon vollkommen seien, wir jagen ihm aber nach, ob wir es erreichen möchten, nachdem wir von Jesu Christo ergriffen sind.“ Kehren wir darum zum Schluß dieser Betrachtung zu ihrem Anfang zurück: in der Erinnerung an das Mahnwort, welches dem Dünkel des Wissens die Kraft jenes Glaubens gegenüberstellt, wie ihn als Erster vieler Nachfolger der Sänger unserer ergreifendsten Vaterlandslieder auch als Grundlage seiner vaterländischen Hoffnungen so zuversichtlich bezeugt:

Ich weiß an wen ich glaube,
Ich weiß was fest besteht,
Wenn Alles hier im Staube
Wie Rauch und Staub verweht.
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weisen treibet
Und Trug die Klugen hält.

Das ist das Licht der Höhe
Das ist mein Jesus Christ,
Der Fels, auf dem ich stehe,
Der diamanten ist,
Der nimmermehr kann wanken,
Der Heiland und der Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchtet hier und dort.

—

Wegweiser zur Seligkeit.

Ein evangelisches Unterrichts- u. Erbauungsbuch für alle Stände

von

Ewald Dresbach,

Pastor in Halver in Westfalen.

Das 30 Bogen starke Buch kostet in Oktavformat elegant und dauerhaft in Leinwand gebunden ☛ nur 3 Mark. ☚

Stimmen der Presse:

Die Post: „Was hier geboten wird, ist Hausmannskost, frei von jeder einseitigen kirchlichen Richtung, und eben darum gleich geeignet für gebildete Kreise wie für den gemeinen Mann zur Erbauung wie zur Förderung der christlichen Erkenntnis."

Die Hohenzollern

unter der

Fahne des evangelischen Glaubens

und der

volksfreundlichen Sozialreform

von

Julius Werner.

Preis 1 Mark.

Stimmen der Presse:

„Leipziger Zeitung": Man könnte die in patriotisch-begeistertem Sinne abgefaßte Schrift als eine kurze, aber durchaus zutreffende Erklärung zu der Behauptung bezeichnen, daß Preußens Könige zu allen Zeiten das gewesen sind, was wir jetzt sozialreformatorisch nennen, d. h. daß sie ihren besonderen Ruhm auch darin gesucht haben, Notstände und Übelstände des Volkslebens namentlich auch in den niederen Schichten zu erkennen und zu heben, soweit sie vermocht haben. So hat der große Kurfürst gewirkt durch seine Kanalbauten und seine Schutzzölle, so der erste König von Preußen durch seine weitgreifende Fürsorge für allerhand Industrie und Kolonisation, auf welchem Gebiet Friedrich der Große durchaus in seinen Bahnen wandelte, so Friedrich Wilhelm III. durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Beförderung der Städtefreiheiten und Gründung des Zollvereins. Und was die Kaiser aus dem Hohenzollernhause sozialpolitisch gewirkt haben, das ist in aller Munde. Daneben stellt der Verfasser die Zeugnisse von der evangelischen Bekenntnistreue fast aller dieser Herrscher. So erwartet er denn von der sozialen Monarchie die Rettung Deutschlands aus sozialer Not, und soll diese Rettung kommen, so ist sie gewiß auch von keiner anderen Seite zu erwarten, wenn auch vielleicht nach schweren Kämpfen. Besonders wohlthuend ist des Verfassers gerechtes Urteil über den vielverkannten Friedrich Wilhelm IV., diesen geistvollsten und am wenigsten mit Erfolg gesegneten Fürsten aus dem berühmten Herrscherhause.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

II. Reihe (Heft 13—24) zusammengenommen 2 Mk.

13. (II. Reihe, 1) Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. Gustav Schulze, Pastor an der Michaeliskirche in Erfurt. (30 Pfg.) 14. (II. Reihe, 2) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 15. (II. Reihe, 3) Die Behandlung der sozialen Frage auf evangelischer Seite. Ein Bitt- und Mahnwort. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (20 Pfg.) 16. (II. Reihe, 4) Piedigrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th. Trede, Pfarrer in Neapel. (15 Pfg.) 17. (II. Reihe, 5) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum. Von D. G. Warneck. (35 Pfg.) 18. (II. Reihe, 6) Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kath.-kaufm. Vereine Deutschlands und eine „öffentliche Aufforderung“ der „Germania“. Zwei Nachspiele der Thümmelschen Religionsprozesse. Zur Kennzeichnung neujesuitischer Polemik herausgegeben von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. (30 Pfg.) 19. (II. Reihe, 7) Was würde uns ein vollständiger Sieg Roms kosten? Von G. Blume in Köthen (Anhalt). (25 Pfg.) 20. (II. Reihe, 8) In der Rüstkammer. Von Brüggemann, Pfarrer in Kettwig. (15 Pfg.) 21. (II. Reihe, 9) Die soziale Organisation des römischen Katholizismus in Deutschland. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (25 Pfg.) 22. (II. Reihe, 10) Luther vor und in seinen Thesen. Von Dr. G. Weicker, Gymnasial-Direktor in Stettin. (10 Pfg.) 23. (II. Reihe, 11) Aus der Duisburger II. Generalversammlung des Evangelischen Bundes. (25 Pfg.) 24. (II. Reihe, 12) Der Evangelische Bund und die Toleranz von Lic. Dr. Thönes, evang. Pfarrer zu Lennep und z. Z. Vorsitzendem des Vorstandes des Rhein. Hauptvereins des Evang. Bundes. (25 Pfg.)

III. Reihe (Heft 25—36) Abonnementspreis 2 Mk.

25. (III. Reihe, 1) Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung. Von D. G. Warneck. (25 Pfg.) 26. (III. Reihe, 2) Luther und Ignatius von Loyola. Von Gymnasial-Dir. Dr. Weicker in Stettin. (10 Pfg.) 27. (III. Reihe, 3) Römische Missionspraxis auf den Karolinen. Von Pastor Fritz Fliedner in Madrid. (15 Pfg.) 28. (III. Reihe, 4) Die römisch-katholischen Ansprüche an die preußische Volksschule. Beleuchtet von Willibald Beyschlag. (20 Pfg.) 29. (III. Reihe, 5) Wundersucht und Wunderscheu. Von Dr. Fr. Danneil, Pastor in Jersleben. (10 Pfg.) 30. (III. Reihe, 6) Die neueste Antisklavereibewegung und die evangelische Mission in Ostafrika. Von Dr. Bärwinkel, Pfarrer an der Regler Kirche und Vorsitzender des evangelischen Ministeriums in Erfurt. (15 Pfg.) 31. (III. Reihe, 7) Können wir trotz der Kampfesziele unseres Bundes mit den deutschen Katholiken in Frieden leben? Vortrag von Oberlandesgerichtsrat Drache in Naumburg a. S. (15 Pfg.) 32. 33. (III. Reihe, 8, 9) Die religiöse Erziehung der Kinder nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und Abänderungsvorschläge. Von R. Drache, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. (Preis 60 Pf.) 34. 35. 36. (III. Reihe, 10. 11. 12.) Aus den Verhandlungen der III. Generalversammlung des Evang. Bundes zu Eisenach, 30. Sept. bis 3. Okt. 1889. (Preis 20, 25 und 20 Pfg.)

IV. Reihe (Heft 1—12) Abonnementspreis 2 Mk.

37. (IV. Reihe, 1) Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom. Von Kirchenrat D. Lipsius. Vortrag auf der dritten Generalversammlung des Evang. Bundes in Eisenach. (Preis 20 Pfg.) 38. (IV. Reihe, 2) Gegen römisch-katholische Wiedertaufe. Von Prof. D. Witte. (15 Pfg.) 39. (IV. Reihe, 3) Der sittliche Charakter der Jesuiten, eine notwendige Folge ihrer ersten Erziehung. Von Dr. A. Krauß. (20 Pfg.) 40. (IV. Reihe, 4) Offener Brief an die römisch-katholischen Bischöfe und Erzbischöfe im deutschen Reich, — eine evangelische Antwort auf den Fuldaer Hirtenbrief — vom 20. Aug. 1889. (Der Hirtenbrief ist im Abdruck vorausgeschickt.) (40 Pfg.) 41. (IV. Reihe, 5) Römische Bruderliebe. Eine Geschichte aus der Reformationszeit. Den Quellen nacherzählt von G. Gutbrod, ev. Pfarrer (20 Pfg.). 42/43. (IV. Reihe, 6/7) Die Segnungen des Protestantismus für Volk und Vaterland von Heyn, Pastor in Greifswald. (40 Pfg.) 44. (IV. Reihe 8) Das Martyrium Philipps des Großmütigen in seiner belgischen Haft. Von Dir. Prof. Dr. Schädel in Offenbach a./M. (20 Pfg.) 45. (IV. Reihe 9) Die Entstehung des Papsttums. Von Prof. Lic. C. Mirbt in Marburg. (40 Pfg.) 46. 47. 48. (IV. Reihe, 10. 11. 12) Aus den Verhandlungen der IV. Generalversammlung des Evang. Bundes zu Stuttgart, 22.—25. September 1890. (Preis 35, 20, 25 Pfennige.)
